Ein Andenken an das Jubeljahr 1863.

Aus der Zeit

der

Freiheitskriege.

Sechs Vorträge,

gehalten zu Köln im März und April 1862,

zu Gunsten

hülfsbedürftiger Krieger aus den Jahren 1813, 1814, 1815.

Der Ertrag ist zu demselben Zwecke bestimmt.

Zweite Auflage.

Köln, 1863.

Verlag der M. DuMont-Schauberg'schen Buchhandlung.

Druck von M. DuMont-Schauberg.

Vorwort.

Dem Druck und der Herausgabe dieser Vorträge stellte sich das Bedenken entgegen, daß bei einem mündlichen, auf kurzes, vorübergehendes Hören berechneten Vortrage die Behandlung des Gegenstandes naturgemäß eine weniger tief eindringende ist, als bei einer gleich anfänglich für den Druck bestimmten Abhandlung.

Wenn wir uns dessenungeachtet, auf den Wunsch vieler Zuhörer zu der Herausgabe entschlossen, um dadurch für die Unterstützung nothleidender Veteranen aus den Freiheitskriegen eine neue Hülfsquelle zu eröffnen, so hoffen wir um dieses guten Zweckes willen auf eine nachsichtige Beurtheilung.

Inhalt.

Ueberblick der Reorganisation der Preußischen Armee in den Jahren 1807 und 1808
und
der Neuformationen im Jahre 1813.

Meine geehrten Damen und Herren!

Indem ich die Ehre habe, Sie zu begrüßen und Ihnen die Freude über die zahlreiche Betheiligung für unseren guten Zweck auszudrücken, sollte ich für meine Person fast ängstlich werden.

Um so Vielen etwas zu bringen, müßte ich nach Altmeisters Goethe Spruch sehr Vieles bringen. Der militairische Stoff aber, den ich aus inneren wie äußeren Gründen meinem Vortrage zu Grunde legen mußte, führt leicht, wenigstens für nicht militairische Zuhörer und namentlich für das schöne Geschlecht, zu dem Genre, welches der Spötter Voltaire als das einzige nicht Gute bezeichnet — nämlich zu dem Langweiligen.

Glücklicher Weise berührt die Erinnerung an Preußens Aufraffen von tiefem Fall und an die ruhm- und siegreiche Führerschaft, welche König und Volk in dem großen Kampfe um die Freiheit Deutschlands, ja, Europa's übernahmen, eine Saite in allen gut gearteten Herzen seiner Kinder, welche stets in helleren Tönen vibrirt.

Diese hohe Musik bitte ich nun meinen Vortrag begleiten zu lassen, wenn die nicht ganz zu vermeidende Anführung von trockenen Zahlen und Formen bedenklich werden sollte.

Der unglückliche Krieg der Jahre 1806 und 1807 hatte das stolze Gebäude des großen Königs, die über 250,000 Mann starke Armee und den auf dieselbe basirten Staat in zwei nur

kurzen Feldzügen zertrümmert. Der fürchterliche Friede, in der Mitternachtsstunde des 9. Juli 1807 zu Tilsit unterzeichnet, raubte dem Könige fast die Hälfte seiner Länder und über die Hälfte seiner Unterthanen. Außerdem belastete der unheilvolle Vertrag die auf den verbleibenden 2877 Quadrat-Meilen sehr zerstreut lebenden, kaum 5 Millionen zählenden (4,938,000) Einwohner (es kamen nur 1716 auf die Q.-M.) des armen und ganz unentwickelten Landes mit so ungeheuren Kriegs-Contributionen, daß sie unmöglich aufgebracht werden konnten. Und doch war völlige Abtragung derselben die Bedingung, von welcher die Räumung des Landes vom Feinde abhing.

Einer unserer Dichter sang in jener unseligen Zeit, in welcher Deutschland der Schauplatz des Krieges war, welcher, vielleicht aus religiösem Zwiespalt beginnend, später aus ganz anderen Interessen fortgeführt wurde und unser Vaterland über ein Menschenalter verödete, so wie noch heute seine welthistorische Aufgabe erschwert, folgende Verse:

Der Krieg ist köstlich gut, der auf den Frieden bringt,
Ein Fried' ist schändlich arg, der neues Kriegen bringt.

Was Friedrich von Logau zur Zeit des Westfälischen Friedens aussprach, findet seine volle Anwendung auf den Tilsiter; nur erkennen wir Epigonen jener durch die schwere Noth der Zeit gestählten Dulder und Kämpfer es als ein Glück, daß der Grad des Argen alles Maß des Erträglichen überschritt. Denn der neu entbrennende Krieg brachte dem Vaterlande nicht nur unvergänglichen Ruhm, sondern verschaffte ihm einen so dauerhaften, gesegneten Frieden, wie in der preußischen Geschichte noch niemals dagewesen ist.

In dem Jahre 1806 sahen nicht alle Preußen dem immer ernster drohenden Kriege gegen die neue Gottesgeißel mit Zuversicht entgegen. Zu den schärfer als die Masse blickenden Männern, welche schon vor der Katastrophe die Einsicht hatten, daß Vieles faul sei im Staate, gehörte in erster Stelle der König Friedrich Wilhelm III. Es ist nun bekannt, daß derselbe nur aus Mißtrauen in die Tüchtigkeit des Heeres den Krieg so lange als möglich vermieden hat. Auch zu bessern hatte er

versucht, so viel als sein noch geringes Selbstvertrauen es zuließ. Commissionen zur Berathung von Verbesserungen in den militairischen Einrichtungen waren niedergesetzt worden; aber theils waren die alten Generale, wie Boyen das später mittheilte, der Ansicht, daß es nicht anständig sei, an Friedrich's des Großen Einrichtungen zu ändern, theils waren sie von der Vorzüglichkeit derselben so durchdrungen, daß sie nur Unbedeutendes zu erinnern fanden. War doch das Resultat einer solchen Commission, welche einzuführende Erleichterungen für den Fall der Mobilmachung berieth, der Vorschlag, per Compagnie von 10 Packpferden eins abzuschaffen.

Gleich nach den unglücklichen Ereignissen im Herbst 1806, welche die Befürchtungen des Königs nur zu sehr bestätigt hatten, und den bescheidenen Herrn endlich bewogen, die bisher für unfehlbar gehaltenen militairischen Größen einer vergangenen Zeit im richtigeren Lichte zu sehen, befahl derselbe nicht unwichtige Neuerungen, z. B. erklärte eine Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 1. December 1806, daß so lange der Krieg dauere, jeder Unterofficier und Gemeine, wenn er sich durch Gewandtheit und Geistesgegenwart auszeichne, so gut Officier werden könne als ein Fürst.

Weiter ging der König im Jahre 1807. Noch im Juli-Monat, also wenige Tage nach dem Friedensschlusse, setzte derselbe die berühmte Militair-Reorganisations-Commission unter dem Vorsitze des G.-M. v. Scharnhorst nieder. Unter anderen Personen gehörten zu derselben die für immer an unserem militärischen Himmel hell glänzenden Namen Gneisenau, Grolmann, Boyen und als Adjutant des Vorsitzenden gewissermaßen auch der scharfe Denker Clausewitz.

Als Grundlage für die Berathungen der Commission gab der König in einer eigenhändigen Denkschrift 19 Puncte an, auf die es bei der Reorganisation hauptsächlich ankäme, da es weder thunlich noch gerathen wäre, wieder auf den früheren Fuß zurück zu kommen.

Die mehr oder weniger technischen Puncte bei Seite lassend, führe ich die folgenden als wahre Zeichen der beginnenden neuen Zeit an:

1) Reinigung des Officier-Corps von physisch und moralisch unwürdigen Elementen;
2) Verbesserter Avancements-Modus für die Officiere, welcher bisher nur auf das Dienstalter gegründet war;
3) Freiere Concurrenz der Unadeligen zu den Officierstellen;
4) Abschaffung des Ausländer- und Werbesystems, so wie Verminderung der Befreiungen von der Militairpflicht;
5) Abschaffung der entehrenden Militairstrafen;
6) Verbesserung der Bekleidung der Soldaten, namentlich durch Einführung von Mänteln auch für die Infanterie.

Die Reorganisations-Commission reichte noch im Laufe des Sommers dem Könige eine Bearbeitung der gegebenen Puncte ein. Neues fügte sie nur wenig hinzu und auch dies meist als Anknüpfung an Gedanken des Königs, so z. B. Einführung von Prüfungen für Fähnrichs und Officiere und Bildung einer zweiten Classe des Soldatenstandes, die allein mit Stockschlägen zu bestrafen sei.

Außerdem begegnet man hier schon zum ersten Male der Idee der Reservebildung für einen späteren Krieg — nämlich dem Vorschlage der Entlassung von ausgebildeten Mannschaften und Ersatz derselben durch in regelmäßigem jährlichen Turnus einzustellende Recruten.

Gleichzeitig mit diesen durch den Kriegsherrn hervorgerufenen Arbeiten entstanden andere, welche denselben Zweck vor Augen hatten und von geistig Berufenen und Unberufenen der Commission eingereicht wurden. Das bei Weitem Wichtigste ist ein Memoire von Scharnhorst, vom 31. Juli 1807, über die Errichtung einer National-Miliz und Landes-Vertheidigung.

Die Commission, in deren Thätigkeit sich überhaupt der überwiegende Einfluß des großen Mannes verfolgen läßt, gründete auf diese Denkschrift ihren ersten selbstständigen Vorschlag zu einer solchen.

Die Idee einer Miliz war nicht neu. Selbst in Preußen hatte es dergleichen gegeben. Die berühmt gewordenen „Bauern von geringem Gut" des großen Kurfürsten, welche ihm mit Gut und Blut gedient hatten, bis die Schweden aus den Marken vertrieben waren; die Land-Bataillone Friedrich's, welche im siebenjährigen

Kriege so nützliche Dienste geleistet hatten, waren nichts Anderes. Neu aber war der Gedanke, durch die Landesbewaffnung Armee und Volk in engere Beziehung zu bringen, das Nationalgefühl zu wecken und wenigstens die geistigen Kräfte jedes Einzelnen für das Ganze nutzbar zu machen, wie dies das Genie Friedrich's, wenn auch unsystematisch, zu Wege gebracht und dadurch eben seine Widerstandskraft verzehnfacht hatte.

Wie überhaupt diese Denkschrift, welche zwar noch keine Details enthielt, ganz auf die zur Zeit in Preußen und den Nachbarländern obwaltenden Verhältnisse basirt war, so hatte die vor Allem nothwendige Sparsamkeit bei Beschaffung der Vertheidigungsmittel vorzugsweise Berücksichtigung gefunden.

Die Randbemerkungen des Königs zu dieser und den anderen Arbeiten der Commission zeigen von klarem praktischem Blick und einer für die Zeit großen Vorurtheilslosigkeit, aber der Herr konnte sich doch noch nicht mit dem neuen Gedanken befreunden. Die Miliz wurde verworfen und die Commission, welche auch in sich durchaus nicht ganz einig war, mußte andere Vorschläge machen. Das Resultat der Berathung war ein ebenfalls von Scharnhorst geschriebener „Vorläufiger Entwurf der Verfassung einer Reserve-Armee", der schon am 31. August 1807 dem Könige vorgelegt wurde.

Man hatte zwar den Gedanken einer Miliz fallen lassen, dafür aber dem §. 1 des Entwurfs folgende Fassung gegeben: „Alle Bewohner des Staats sind Vertheidiger desselben." Hierauf folgten die Bestimmungen, daß alle streitbaren Männer zwischen 18 und 30 Jahren, welche sich nicht selbst kleiden, bewaffnen und während der Uebungen erhalten könnten, für das stehende Heer verpflichtet wären, diejenigen aber, welche die erforderlichen Kosten selbst bestreiten könnten, zur Reserve-Armee gehören sollten. Diese würde im Frieden nur abwechselnd zu kurzen Uebungen einberufen werden. Von den übrigen Paragraphen, welche Detail-Bestimmungen enthalten, verdient nur der hier angeführt zu werden, welcher bestimmt, daß die Subaltern-Officiere der Reserve-Armee aus der Wahl hervorgehen sollten. Für Friedenszeiten wurde diese freilich auf die Gebildeten beschränkt.

Es ist nicht uninteressant, daß selbst so bedeutende Männer, als in der Commission beriethen, sich nicht ganz von den theoretischen Ideen der Zeit frei machen konnten, trotzdem die praktische Unhaltbarkeit derselben schon zur Genüge in der französischen Revolutions-Armee dargethan war. Wie dem sei, auch dieser Entwurf erfreute sich weder der Zustimmung des Königs noch der einflußreichen höheren Classen der Unterthanen. Brach doch der erste Paragraph desselben eben so wohl mit allen Traditionen der Lehnsverhältnisse, als der stehenden Heere des modernen absoluten Staates, und wollte dagegen des alten Boyen schönen Wahlspruch zum neuen Fundamente machen:

Wehrhaft sei im ganzen Lande
Jedermann mit seinem Schwert,
Denn es ziemet jedem Stande,
Zu vertheid'gen Thron und Heerd.

Das war aber damals weder den bislang Bevorzugten noch selbst der dienstpflichtigen Masse genehm, weil auch von dieser bisher nur die kleinste Zahl wirklich zum Dienen gelangte.

Der König gab den Entwurf der Commission zurück, um ihn näher zu motiviren, und als diesem Befehle bald genügt wurde, ging derselbe dem kurz vorher zum Premier-Minister ernannten Freiherrn vom Stein zur Begutachtung zu.

Scharnhorst schrieb auch diese Umarbeitung selbst und gab ihr die Ueberschrift: „Vorläufiger Entwurf der Verfassung der Provinzial-Truppen", während er diese im Text „Milizen" und auch „Landwehren" nannte. Dem Entwurfe war ein von Gneisenau verfaßter Aufsatz: „Die militairische Organisation der Schulen im Lande", beigefügt. Dieser enthält, beiläufig gesagt, schon alle die Gedanken, von welchen unsere neuesten Politiker auf diesem Felde noch zehren, und es mag dahin gestellt bleiben, ob man das mehr tragisch oder komisch finden will.

Der Premier-Minister — alles Guten und Großen Eckstein — wie ihn Arndt so treffend nannte, zeigte sich in dem abgegebenen Gutachten ganz als er selbst. Ihm galt nur das Vernünftige;

er nahm sofort den höchsten Standpunct ein, ohne je von der Rücksichten-Blässe angekränkelt zu werden. Freilich erreichte er wohl darum auch nicht immer das im gegebenen Falle Mögliche. Hier fand er es weder gut, daß man die Zutheilung zu den Provinzial-Truppen, d. h. zur Reserve-Armee, auf Geld und noch dazu auf so geringe Mittel basirte, daß man ferner die gänzlichen Befreiungen vom Dienst nach Ständen und Ortschaften fortbestehen ließ und die nach Berufsclassen nicht streng genug gesichtet habe. Er schlug daher den Paragraphen 1 in folgender Ausdehnung vor:

„Jeder Bewohner des Staates von 18 bis 25 Jahren ist zum Dienst im stehenden Heere nach Bestimmung des Looses verpflichtet. Alle diejenigen, welche man nicht einberuft, sei es wegen Nichtbedarfs, oder weil sie das dienstpflichtige Alter überschritten, oder endlich weil sie wegen ihres Berufes befreit sind, bleiben zum Dienst in der Reserve-Armee verpflichtet."

Mit Gneisenau's Vorschlägen in Betreff der Schulen erklärte er sich einverstanden, wies auf Guthsmuth in Schnepfenthal hin, und man irrt wohl nicht, wenn man die bald darauf Statt findende Einführung des Turnens in den Schulen als Folge der erhaltenen Anregung ansieht.

Stein theilte den Entwurf auch seinem damaligen treuen Gehülfen Schön zur Begutachtung mit. Dieser ging mehr in das Detail der Vorschläge ein und trat im Allgemeinen der Ansicht seines Herrn und Meisters darin bei, daß er die Trennung von Arm und Reich in den verschiedenen Theilen der Wehrkraft verwarf.

Beide Staatsmänner hatten hierin gewiß Recht und im Princip waren die Generale sicher mit ihnen einverstanden. Diese faßten aber die concreten Verhältnisse schärfer ins Auge und trugen nicht nur der in den einflußreichen Kreisen herrschenden Abneigung gegen absolute Nivellirung — wie man jetzt sagen würde —, sondern auch der nicht abzuläugnenden Geldnoth Rechnung. Ihnen mußte es zunächst darauf ankommen, so bald als möglich eine von gutem Geiste beseelte Armee zu schaffen, mit welcher in dem bei den fortwährenden Uebergriffen Napoleon's bald irgendwo zu erwartenden neuen Kampfe ein Gewicht in die Wagschale gelegt werden konnte.

Unter diesen Arbeiten, denen sich massenhafte Details anschlossen, näherte sich das Jahr 1807 seinem Ende. Resumiren wir, was erreicht war. — Ein guter Kern der Infanterie und Cavallerie war aus den vorhandenen Resten reorganisirt worden und dabei nicht nur die leichte Infanterie, sonderen auch die Etats an Officieren im Hinblick auf eine plötzliche Vergrößerung der Armee erheblich vermehrt worden.

Das Werbesystem, die Ausländer, die so genannten Freiwächter oder Beurlaubten zum Besten des Säckels der Compagnie- und Escadrons-Chefs, waren abgeschafft, die Officier-Corps gereinigt. Die Uniformirung war vereinfacht und doch besser geworden. Man hatte vorläufige Anordnungen zum Besten der Invaliden und der inactiv gewordenen Officiere getroffen und den Geschäftsgang vereinfacht. Damit war aber nicht nur kein Endresultat erreicht, sondern es waren auch die neuen Principien noch nicht einmal zur völligen Geltung gekommen. Im Gegentheil wurden dieselben momentan wieder in Frage gestellt.

Die große Rücksichtslosigkeit gegen in einflußreichen Regionen herrschende Ansichten und theilweise gegen unmittelbare Interessen von in diesen Regionen wurzelnden Personen hatten zur Bildung einer Partei beigetragen, welche anfing, sich geltend zu machen, und deren Vertreter sich selbst im Schooße der Commission befanden.

Wenn es auch gelang, dieselben hier zu entfernen, so bewies eine Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 21. December doch leider, daß auf den König Einfluß gewonnen war. Der höchste Herr sprach im gereizten Tone sich unbefriedigt über die Thätigkeit der Commission aus, welche immer noch nicht die detaillirten Plane nach seinen Gedanken vorgelegt habe. Scharnhorst's Stellung war mehr als schwankend geworden, wie ein vertraulicher Brief aus dieser Zeit an Clausewitz es ausspricht, in welchem aber gleichzeitig das vorurtheilsfreie Eingehen des Königs auf die neue Richtung hervorgehoben wurde. Glücklicher Weise hielt er sich, wenn seine Plane auch nicht vorwärts kamen.

Ich kann nun ziemlich alles übergehen, was in den folgenden acht Monaten gearbeitet, organisirt und vorbereitet wurde, weil sowohl Geldmangel als die fortdauernde feindliche Occupation

wenig fertig werden ließ und weil schließlich ein unabweisbares Machtwort des Feindes das schon Geschaffene vernichtete, — Alles, nur nicht den neuen Geist und die Wirkung der Gedanken-Arbeit der am Ruder gebliebenen Männer auf die Massen.

Um die, wie schon früher erwähnt, unerschwinglichen Contributionen wenigstens festzusetzen und doch einen Theil der Lieferungen für die Occupations-Truppen darauf zur Anrechnung zu bringen, war der Bruder des Königs, der Prinz Wilhelm, schon Anfangs 1808 nach Paris geschickt worden. Napoleon, der trotz der höhnenden Großmuthsphrasen im Friedens-Instrument und in seinen officiellen Reden den völligen Ruin Preußens beschlossen zu haben schien, ließ die Unterhandlungen erst vorwärts kommen, als der Krieg in Spanien sich ungünstiger gestaltete. Im September dieses Jahres gelang es, den Abschluß eines Vertrages zu erzielen; aber welches? Preußen mußte 37½ Million Thaler zahlen und bis zur Abtragung des letzten Restes dieser für die damaligen Verhältnisse ungeheuren Summe die Hauptfestungen des Landes, Stettin, Cüstrin und Glogau, französischen Besatzungen überlassen. Außerdem aber mußte der König sich nicht nur zu einem Bündniß mit Napoleon verstehen, sondern sich auch verpflichten, 10 Jahre lang seine Armee nicht über 42,000 Mann Stärke zu bringen, auch weder Milizen noch Bürgergarden zu errichten, noch irgend eine Einberufung, welche zur Verstärkung der Armee dienen könnte, zu veranlassen. Selbst nach Waffengattungen wurden die 42,000 Mann bestimmt, nämlich 22,000 Mann Infanterie, 8000 Mann Cavallerie, 6000 Mann Artillerie und Pioniere und 6000 Mann Garden.

Hiermit schienen also alle großartigen Plane zu Grabe getragen und die Inschrift der Dante'schen Hölle auch über diesem Vertrage eingegraben: „Ihr, die hier eintretet, laßt jede Hoffnung fahren." Und dennoch bewegte sich der Geist seinem Ziele zu, so sicher wie die Erde um die Sonne, wurde doch wenigstens das ruinirte Land von seinen Blutsaugern befreit.

Die materiellen Verluste des Landes wurden für die Jahre 1806 bis 1809 auf 303 Millionen berechnet, wovon in runder Summe auf Ost-Preußen 67, auf die Kurmark 58 und Schlesien 48 Millionen kamen.

Wenn auch nun zunächst an eine Ausführung der Plane Scharnhorst's nicht gedacht werden konnte, so waren doch die großen Principien aufgestellt und vielfach discutirt worden, sowohl in der Umgebung des Königs als im Volke, von Freunden und Gegnern derselben. Sie waren dadurch Gemeingut geworden. Auch der König hatte sich schließlich mit der Errichtung von Provinzial-Truppen nach Scharnhorst's Idee einverstanden erklärt. Es war also der Glaube an die Möglichkeit einer allgemeinen Erhebung des Volkes gegeben und seine Apostel gewannen mehr und mehr Proselyten, so daß später, als endlich der Moment kam, die Ausführung des großen Gedankens sofort ins Leben gerufen werden konnte.

Vorläufig befahl eine Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 16. November 1808 die Organisation der vertragsmäßigen Armee, nach Grundzügen, welche die Reorganisations-Commission schon im Frühjahre für die damalige Linien-Armee vorgelegt hatte und von deren Details ich hier nur Folgendes anführe.

Die Armee wurde wie alle neueren Armeen in selbstständige, aus allen Waffen zusammengesetzte Abtheilungen, Brigaden getheilt. Sie repräsentirten die heutigen Divisionen.

Der Verband der Armee-Corps wurde aufgegeben und statt dessen der Staat in drei General-Gouvernements getheilt, an deren Spitze Generale standen, welche auch den Oberbefehl über die in denselben stehenden Truppen führten.

Es bestanden das Preußische, das Pommersch-Märkische und das Schlesische Gouvernement und in denselben 6 Brigaden, nämlich:

1) Die Ost-Preußische, 7 Bataillone Infanterie, 1 Jäger-Bataillon, 2 Batterieen, 12 Escadronen;
2) Die West-Preußische, 7 Bataillone Infanterie, 2 Batterieen, 12 Escadronen;
3) Die Pommersche, 7 Bataillone Infanterie, 2 Batterieen, 12 Escadronen;
4) Die Brandenburgische, 6 Bataillone Infanterie, 1 Jäger-Bataillon, 2 Batterieen, 16 Escadronen;

5) Die Niederschlesische, 7 Bataillone Infanterie, 1 Jäger-Bataillon, 2 Batterieen, 12 Escadronen;

6) Die Oberschlesische, 7 Bataillone Infanterie, 2 Batterieen, 12 Escadronen.

Die Brandenburgische Brigade enthielt die Garde-Truppen (Garde-Regiment, Garde-Jäger und Normal-Bataillon), zu denen auch das Garde-Grenadier-Bataillon und das Leib-Regiment gerechnet wurden.

Die Infanterie der Oberschlesischen Brigade und die Artillerie wurden erst später vollständig organisirt. In Bezug auf letztere wurde festgesetzt, daß sie aus drei nach den Provinzen benannten Brigaden formirt werden sollte, in sich in Feld- und Festungs-Artillerie getheilt.

Erstere sollte bestehen: aus leichter und schwerer Fuß- und reitender Artillerie. Die Batterieen waren theils, wie oben angeführt worden, zu den Brigaden eingetheilt, theils sollte aus ihnen bei einer Mobilmachung die Reserve-Artillerie gebildet werden. Die Infanterie war in Musketier-Regimenter zu 2 Bataillonen, in Grenadier- und Füsilier-Bataillone formirt, die Bataillone in 4 Compagnieen getheilt und ohne Officiere und Stabs-Mannschaften 500 Mann stark.

Die Cavallerie zu 4 Escadronen à 125 Pferde.

Das Haupt-Augenmerk der leitenden Männer war darauf gerichtet, der Organisation möglichst viel Spielraum zu lassen und Einrichtungen zu treffen, welche es ermöglichten, sie im gegebenen Moment lawinenartig anschwellen lassen zu können. Auch die Einrichtungen und Maßregeln, welche in den folgenden Jahren getroffen oder versucht wurden, darf ich hier nicht specieller berühren, nur im Allgemeinen sei erwähnt, was geleistet ward.

Es wurde die Dienstpflicht gegen früher erweitert und die neue Ersatz-Bezirks-Eintheilung durchgeführt. Die Gleichberechtigung des Adels und der Bürger zu Officier-Stellen, so wie die Einführung von Examen zur Erlangung derselben wurde ausgesprochen. Der Avancements-Modus wurde verbessert, eben so wie das Bildungswesen der Armee.

Die entehrenden Strafen wurden abgeschafft; die Armee erhielt neue Kriegs-Artikel.

Die Bekleidung, Bewaffnung, das Einquartierungs- und Servis-wesen ward bessernd geändert. Gehalts- und Rations-Competenzen wurden fixirt und jede mißbräuchliche Einnahme- der Compagnie- und Escadrons-Chefs abgeschafft.

Man betrieb die Ausbildung des Soldaten rationeller, cultivirte das Scheibenschießen für Infanterie und Artillerie, deren Material günstigen Aenderungen unterlag.

Die Formation von selbstständigen, aus allen Waffen zusammen-gesetzten Schlachthaufen, der neueren Kriegskunst unentbehrlich, ward eingeführt und die Bildung von Cavallerie-Divisionen, Ersatz-Truppen, Veteranen-Bataillonen, Straf-Abtheilungen vor-bereitet.

Vor Allem aber wurde das sogenannte Krümper-System, auf welches ich zurückkomme, ins Leben gerufen und die Beschaffung resp. Fabrication von Waffen, Geschütz, überhaupt von Kriegs-Material still und unmerklich, aber mit größtem Erfolge betrieben. Materiel genommen, war die auf letzteren Punct gerichtete Thä-tigkeit die für einen späteren Krieg wichtigste. Hatte doch Napoleon nicht nur alles Erforderliche zerstört oder fortgeführt, sondern er ließ auch bei jedem Schein von Kräftigung Einspruch dagegen erheben. Verbot er doch geradezu die Errichtung von Bürgergarden zu polizeilichen Zwecken, wozu Scharnhorst einen Plan entworfen hatte. Auf des Kaisers eigene Veranlassung war eine solche 1806 in Berlin errichtet und später in einigen anderen großen Städten nachgebildet worden. Jetzt sollten, als wenn der Instinct Napoleon vor dem Organisations-Talent Scharnhorst's gewarnt, die schon errichteten Compagnieen aufgelös't, keinenfalls aber neue errichtet werden. Ersteres geschah, beiläufig gesagt, nicht, denn in Berlin fristeten die sogenannten Rauhbeinigen, wie sie nach ihrem meist mangelhaften Piedestal genannt wurden, ihr nach dem Kriege wenig ehrenvolles Dasein bis in die zwanziger Jahre. Doch ich kehre von diesen Stiefkindern des Mars zu jenen als echt bewährten, wenn auch mit wenig schmeichel-haftem Namen bezeichneten, Krümpern zurück. Der Name kommt

von krumpfen. Krumpfmaß ist die Zugabe an Tuch, welche den Schneidern gegeben werden muß für das beim Krumpfen einlaufende ordinaire Tuch.

Boyen, welcher die Details der Organisations-Plane Scharnhorst's ausgearbeitet hatte, wandte nun diese unscheinbare Bezeichnung auf seine Reserven an, um die französischen Aufpasser zu täuschen und glauben zu machen, es handle sich nur um Ersatz von natürlichem Abgang. Der König hatte nämlich noch zu Ende des Jahres befohlen, daß zwar nun die Truppen auf ihren vollen Etat gebracht werden sollten, daß aber von jeder 150 Mann starken Infanterie-Compagnie allmonatlich 5 Mann der ältest gedienten Leute auf Urlaub zu entlassen und durch Recruten zu ersetzen wären. Die Krümper hatten also nach Regelung der Institution doch mindestens etwas über 2 Jahre gedient. Außerdem ergriff man jede Gelegenheit, diese Kriegs-Reserven zu vermehren und zu üben; z. B. gab die aufgedrungene Continental-Sperre Veranlassung, gegen eine mögliche Landung der Engländer verschanzte Lager bei Pillau und Colberg und als Reserve-Stellungen selbst bei Spandau, Glatz und Neiße anzulegen. Der Bau derselben wurde durch entlassene Soldaten und Recruten unter Aufsicht von Officieren außer Dienst ausgeführt. In den Freistunden lieferten die Garnisonen Officiere, Unterofficiere und Waffen, um die Arbeiter zu exerciren. Die Krümper wurden so oft als möglich gewechselt, die Recruten blieben, und bald gelangte man auf diese Weise zu vollständigen Bataillonen.

Unter dieser stillen aber intensiven Arbeit vergingen auch die bösen Jahre. Die Saat des Guten war dankbarem Boden vertraut. Die Nation gewann wieder sittlichen Gehalt und die Verschmelzung der Stände schritt vorwärts. Die Richtung des Strebens fast aller Preußen ging zunächst auf den Wiedergewinn der freien Selbstbestimmung. Zwar gab es Schwächlinge — darunter auch grade solche, welche 1805 und 1806 zum Kriege getrieben hatten — die nun den Tyrannen als einzigen Hort der Existenz priesen. — Es waren auch leider erkaufte Verräther vorhanden. Beiderlei Werkzeuge des Weltherrschers mußten durch die Haltung der Regierung getäuscht werden. Dies gelang durch

consequente Klugheit der Art, daß Napoleon wirklich überzeugt war, durch die erzwungene Entlassung einzelner Unruhigen und Ideologen, wie er sie zu nennen beliebte, König und Volk in seinem Interesse festzuhalten. Es ist bekannt, daß Stein, Gneisenau und Scharnhorst entlassen werden mußten. Nur letzterer blieb im Lande und hörte nicht auf, seine Plane mit Rath und That zu fördern, während die Ersteren an die Höfe und Cabinette eilten, wo im Interesse der Freiheit zu wirken war.

Viele andere, wackere Männer, darunter Hunderte der besten Officiere (selbst Grolmann und Clausewitz), welche ohne richtige Abwägung der Mittel der Ansicht waren, daß schon bei früheren Gelegenheiten der Entscheidungskampf gewagt werden mußte, gingen 1809 nach Oesterreich und später nach Spanien, 1812 aber nach Rußland, wo nur immer ein Schuß auf die Franzosen abgefeuert wurde. Hat doch der spätere General Leo v. Lützow alle drei Kriege mitgemacht, sich erst 1813 wieder dem vaterländischen Heere anschließend, Schill's verunglückter Unternehmung nicht zu gedenken. — Alle Welt glaubte die preußische Regierung unauflöslich mit Napoleon verbunden, nur Scharnhorst und wenige Freunde behielten ihr Ziel unverrückt im Auge.

Als Napoleon's Plane gegen Rußland reiften, zwang er Preußen zu einem Bündniß und zur Stellung eines Hülfscorps von fast der Hälfte der Armee für den Kriegsfall. Da auch dies noch nicht hinreichende Sicherheit gegen das zertretene Volk gab, bemächtigten sich die durchmarschirenden Franzosen durch Ueberrumpelung auch noch Spandau's, um einen festen Posten in der Nähe der Residenzen des Königs zu behalten. Die einzige Maßregel, welche dem gegenüber von Preußen ergriffen werden konnte, war die Verlegung der geringen Truppenzahl in entlegene Gegenden, um sie der Berührung mit den sich unabsehbar g'en Osten bewegenden Heereszügen zu entziehen. Es darf zur richtigen Würdigung der Kräfte Frankreichs hier wohl daran erinnert werden, daß von der gegen Rußland aufgebotenen, ohne Beamten, Diener, Handwerker fast 700,000 Mann betragenden Streitmacht, nur $1/5$ Franzosen waren, $3/5$ aber der deutschen Nationalität angehörten. Von dieser ungeheuren Armee kehrten,

die Flügel-Corps (die Oesterreicher unter Schwarzenberg und das 10. Corps unter Macdonald, zu dem die Preußische Division gehörte) ausgenommen, nur Trümmerhaufen zu Ende Decembers über die preußische Gränze zurück, nachdem ihnen 14 Tage früher Napoleon vorausgeeilt war.

Daß dieses Gottesgericht den Wendepunct in der Geschichte des Erdtheils bezeichne, erkannte zuerst unser York, welcher die preußische Division in Rußland commandirte und mit ihr die Achtung von Freund und Feind erworben hatte. Die berühmte Convention, welche er, ein anderer Curtius sich dem Tode weihend, in der Poscheruner Mühle abschloß, wird dem „alten Isegrimm" stets ein Ehrendenkmal bleiben, wenn das erzene, welches ihm zu Seiten Blücher's errichtet worden, auch verschwinden sollte. Mit dem Abschluß des Vertrages, zu dem beiläufig erwähnt auch von russischer Seite nur ehemalige preußische Officiere mitwirkten (Diebitsch, Dohna, Clausewitz), legte er vielleicht seinen Kopf auf den Block, und mehr als ungewiß erschien das, was dem Alten sein Adjutant, der Graf Brandenburg, mit den originellen Worten in Aussicht stellte: „Das führt Euer Excellenz auf den Wilhelms-Platz."

Wie sah es nun in Preußen aus, als York so den ersten Würfel in dem letzten Spiele um die Existenz rollen ließ? Materiel eigentlich hoffnungslos; Charakter und Geist mußten aus wenigen Keimen Alles schaffen.

Ost-Preußen, die Provinz, welche am meisten gelitten hatte, in der noch starke Reste der feindlichen Armee standen, gab das Beispiel, zunächst aus eigenem Antriebe, die Scharnhorst'sche Saat zur Blüthe zu bringen.

In allen Theilen der Provinz lagen unzählige Besitzthümer wüst; in einzelnen Kreisen 300; ³/₄ der Rittergüter waren 1810 der erfolglosen Subhastation erlegen; die Bevölkerung hatte sich seit 1807 um ¹/₅ verringert. In dem einen Jahre 1807 hatte die Provinz 67 Millionen Thaler Schaden gehabt, an Pferden allein 169,663 verloren. In den folgenden Jahren kamen Antheil an den Contributionen und Verpflegungsgeldern der französischen Truppen und Festungsbesatzungen hinzu. Das Jahr

1812 vollendete den Ruin. Die Provinz mußte nicht nur die 330,000 Mann, welche nach Rußland durchzogen, ernähren, sondern sollte auch noch für die Magazine liefern und das Fuhrwerk dazu stellen. Sie konnte es nicht, daher trat Requisition, Raub und Mord auf. Die Strohdächer so gut wie die jungen Saaten wurden verwüstet. Napoleon befahl zuletzt selbst Strenge, setzte Kriegsgerichte ein, und viele Marodeurs wurden erschossen, während die unglücklichen Einwohner massenhaft in die Wälder Masurens und des Samlandes flüchteten, wo sie sich von Wurzeln und Kräutern nährten. Auf die ersten Nachrichten über den Zustand der Franzosen hatte die Regierung, um so viel als möglich die Kriegsmittel den Feinden zu entziehen — waren es die Russen oder die Franzosen, Niemand konnte es wissen —, die Bildung eines Reserve-Corps auf dem rechten Weichselufer unter dem General Bülow angeordnet. Ost-Preußen mußte dazu 5000 Krümper und Recruten stellen. Alle eilten mit Jubel zu den Fahnen, denn die Entscheidung, welche sie wünschten, hofften sie auch. Bald sollte sich dieses Gefühl in Thaten zeigen.

Am 21. Januar 1813 traf der damalige russische Minister Stein in Begleitung Arndt's in Königsberg ein, mit einer Vollmacht des Kaisers Alexander. Er forderte den damaligen Landhofmeister, d. i. Ober-Präsidenten, v. Auerswald, auf, einen Landtag zu berufen, um mit demselben die Errichtung einer Landwehr zu berathen. Das war der Sonnenstrahl, welcher zuerst auf Scharnhorst's Pläne fiel. Der Landtag versammelte sich, auch York begab sich in seine Mitte. Man faßte ohne lange Berathung den Beschluß, 20,000 Mann Landwehren und 10,000 Mann Reserven auf Kosten der Provinz zu errichten, und um diese Anstrengungen richtig zu leiten, die Organisation und Verwendung in die Hände der Militair-Behörde zu legen, d. h. also York's, welcher den Auftrag im Namen des Königs mit Anerkennung übernahm. Um aber jeder Mißdeutung zu entgehen und auch um den Uebergriffen einzelner russischer Generale entgegen zu treten, erklärte man ausdrücklich, das alles geschähe aus reiner Vaterlandsliebe und in der Voraussetzung der Kenntniß der Absichten des Königs, von welchem man augenblicklich abgeschnitten sei.

Clausewitz, welcher zufällig mit seinem General Graf Wittgenstein nach Königsberg gekommen war, lieh bereitwilligst dem Organisations-Comite seine Hülfe. Er, der vertraute Gehülfe Scharnhorst's, schrieb sofort einen Plan zur Organisation eines Landsturms und einer Miliz oder Landwehr nieder. Der danach bearbeitete Entwurf wurde am 12. Februar von York durch einen anderen mit den Russen zurückgekehrten Preußen, den Major Grafen Dohna, dem Könige nach Breslau übersandt. Hiermit schloß die gewagte, aber durch die edelsten Motive geheiligte Eigenmächtigkeit York's, welcher damals officiel noch seines Commando's enthoben war, um bald zu anderer, nicht minder ausgezeichnet erfüllter Thätigkeit berufen zu werden.

Ich muß mich jetzt zum Könige nach Breslau wenden, von welchem schließlich doch das Wort gesprochen werden mußte, welches allem diesem glühenden Eifer Bahn und Ziel anwies. Es ist bekannt, daß Friedrich Wilhelm sich Ende Januar, um die Freiheit seiner Entschlüsse zu sichern, aus Potsdam und der Nähe der ihn bewachenden Franzosen nach Breslau begab. Der Rest seiner Garden folgte ihm dorthin, und bald wurde auch Scharnhorst berufen und als General-Quartiermeister oder Chef des Generalstabes wieder angestellt.

Der König befahl nun die Mobilmachung der Armee. Dieselbe war zu dieser Zeit folgender Maßen dislocirt. Das sehr zusammengeschmolzene York'sche Corps stand bei Elbing etwa 15,000 Mann stark, das Pommer'sche bei Colberg und das oben erwähnte neu formirte Reserve-Corps ebenfalls in Pommern bei Neu-Stettin. Das Schlesische Corps, die Garden und einzelne Theile der übrigen Corps waren in Schlesien vertheilt.

Es wurden Reserven (Krümper) und Recruten eingezogen, die schon vorhandenen Bataillone auf 800 Mann gebracht und zunächst zehn Reserve-Bataillone sowie acht Escadrons und einige Batterieen errichtet. Man retablirte die Festungen und verschanzten Lager. Nun zeigte es sich, was Scharnhorst im Stillen geschaffen hatte.

Es waren an 150,000 Krümper im Lande vorhanden. Für eben so viel Mann befanden sich Handwaffen in den Zeughäusern, und Feld-Artillerie für eine Armee von 120,000

Mann. Das geistige Capital, welches die Denkarbeit der letzten Jahre gesammelt hatte, erzeugte nicht geringere Mittel. Am 31. Januar überreichte Scharnhorst dem Könige ein Project zu einer Vermehrung der Armee durch Freiwillige, welches dieser fast ganz genehmigte. In Folge dessen erließ auf des Königs Befehl der Staatskanzler Hardenberg das berühmte hier folgende Manifest vom 3. Februar, welches zur Bildung von freiwilligen Jäger-Detachements aufforderte. —

„Die eingetretene gefahrvolle Lage des Staates erfordert eine schnelle Vermehrung der vorhandenen Truppen, während die Finanz-Verhältnisse keinen großen Kostenaufwand verstatten. Bei der Vaterlandsliebe und der treuen Anhänglichkeit an den König, welche die Bewohner der preußischen Monarchie von jeher beseelt und sich in den Zeiten der Gefahr immer am lebhaftesten geäußert haben, bedarf es nur einer schicklichen Gelegenheit, diesem Gefühl und dem Durste nach Thätigkeit, welcher so vielen braven jungen Leuten eigen ist, eine bestimmte Richtung anzuweisen, um durch sie die Reihen der älteren Vertheidiger des Vaterlandes zu verstärken und mit diesen in der schönen Erfüllung der ersten von den uns obliegenden Pflichten zu wetteifern.

„In dieser Hinsicht haben Seine Majestät der König die Formirung von Jäger-Detachements bei den Infanterie-Bataillonen und Cavallerie-Regimentern der Armee zu befehlen geruhet, um besonders diejenige Classe der Staats-Bewohner, welche nach den bisherigen Cantongesetzen vom Dienste befreit und wohlhabend genug sind, um sich selbst bekleiden und beritten machen zu können, in einer ihrer Erziehung und übrigen Verhältnissen angemessenen Form zum Militär-Dienst aufzufordern, und dadurch vorzüglich solchen jungen Männern Gelegenheit zur Auszeichnung zu geben, die durch ihre Bildung und ihren Verstand sogleich ohne vorherige Dressur gute Dienste leisten und demnächst geschickte Officiere oder Unterofficiere abgeben können.

„Zur Erreichung dieser Allerhöchsten Absichten haben des Königs Majestät folgende nähere Bestimmungen zu erlassen geruht:

„Ein jedes Infanterie-Bataillon und jedes Cavallerie-Regiment wird mit einem Jäger-Detachement vermehrt, und zwar in nachstehenden Verhältnissen:

1) Die Jäger-Detachements bestehen bloß aus Freiwilligen, die sich selbst kleiden und beritten machen. Sie können zu jeder Zeit den Dienst verlassen, nur nicht im Laufe des Feldzuges und nicht detachementsweise.

2) Die Kleidung ist dunkelgrün. Sowohl bei der Infanterie als Cavallerie sind die Montirungsstücke denen der Regimenter gleich und nur durch die grüne Farbe des Rocks verschieden. Die Jäger zu Fuß tragen Stiefeln. Die Armatur ist der der Regimenter gleich; nur sind denjenigen Büchsen erlaubt, welche damit versehen sind und mit denselben umzugehen wissen. Bei der Cavallerie können die Jäger, welche einen eigenen Säbel oder Degen haben, den des Regiments vorziehen oder jenen tragen. Die gewöhnliche Armatur wird geliefert.

3) Die Jäger haben die Besoldungen der Truppengattung, mit der sie dienen, stehen aber übrigens in dem Verhältniß des Feldjäger-Corps zu Fuß.

4) Kein junger Mann, welcher jetzt siebzehn Jahre erreicht und noch nicht das vier und zwanzigste zurückgelegt hat, und in keinem activen Königlichen Dienste steht, kann, wenn der Krieg fortgesetzt werden sollte, zu irgend einer Stelle, einer Würde, einer Auszeichnung (eines Ordens ꝛc.) kommen, wenn er nicht ein Jahr bei den activen Truppen oder in diesen Jäger-Detachements gedient hat. Hiervon sind nur diejenigen ausgenommen, deren Körper solche Gebrechen haben, welche sie zum activen Militair-Dienste unbrauchbar machen, oder die einzigen erwachsenen Söhne einer Witwe, deren häusliche Verhältnisse und Erhaltung den Beistand des Sohnes erfordern.

5) Aus diesen Jäger-Detachements werden nach Umständen Officier- und Unterofficier-Stellen in den Bataillonen und Regimentern besetzt, wenn die Individuen diese Anstellung wünschen, sich dazu eignen, und sich die Gelegenheit darbietet.

6) Die Jäger-Detachements werden bei ihren Regimentern und Bataillonen zum Detachiren, zum Dienst der leichten Truppen gebraucht. Ihre vorzügliche Uebung ist, ihre Waffen gehörig brauchen zu können. Zum innern Dienst in Garnisonen, zu Schildwachen — außer zur Sicherheit des Regiments, Bataillons ꝛc. — werden sie nicht gebraucht, auch nicht zu Arbeits-Commando's, Ordonnanzen, Transport- und Bagage-Commando's.

7) Sie sind übrigens den allgemeinen militairischen Gesetzen, gleich dem Jäger-Corps, unterworfen.

8) Ein jedes Individuum kann sich das Regiment und Bataillon wählen, bei welchem es dienen will, und sich zu dem Ende bei dem Commandeur dieses Regiments oder Bataillons zur Annahme melden; wenn aber das Detachement so stark ist, daß es bei dem Cavallerie-Regiment eine Escadron und bei dem Infanterie-Bataillon eine Compagnie formirt, und dagegen bei anderen Bataillonen und Regimentern die Anzahl der Jäger nur gering ist, so werden die bei jenen sich noch meldenden Individuen zu diesen geschickt.

9) Die Jäger werden von commandirten Officieren und Unterofficieren befehligt, bis sie zwei oder drei Monate gedient haben, alsdann gehen jene ins Regiment oder Bataillon zurück, und die Stellen derselben werden aus den Jägern, wenn sie sich qualificiren, nach ihrer eigenen Wahl ersetzt. Die ersteren werden nach dieser bei Seiner Majestät und die letztern bei den Regiments- und Bataillons-Commandeuren in Vorschlag gebracht.

10) Diejenigen, welche bei diesen Detachements sich durch Tapferkeit, Diensteifer und Patriotismus auszeichnen, sollen auch in ihrer dereinstigen Civildienst-Laufbahn vorzugsweise berücksichtigt werden, so weit es ihre Qualification erlaubt.

„Vorstehende Allerhöchsten Vorschriften werden hiedurch zur allgemeinen Kenntniß gebracht, mit der vertrauungsvollen Erwartung, daß der bekannte Gemeinsinn der in oben gedachter Classe befindlichen Staatsbewohner nicht versäumen werde, durch zahl-

reichen Beitritt zur Vertheidigung des Vaterlandes den darauf gegründeten Hoffnungen zu entsprechen.

„Breslau, den 3. Februar 1813.

„(gez.) von Hardenberg.“

Dieses Manifest, welches in den Tagen vom 9. bis 15. Februar zuerst in den verschiedenen Zeitungen erschien, hatte nun zwar den Erfolg, daß sich eine große Zahl junger Männer zum Eintritt als freiwillige Jäger meldeten, aber durchschlagend war der Erfolg desselben noch nicht. Es spannte zwar die Hoffnungen auf den ersehnten Krieg auf das Höchste, aber enthielt doch keine Gewißheit. Diese zu geben war noch nicht möglich, da man weder mit den militairischen noch politischen Vorbereitungen fertig war. — Dagegen bestrebte sich aber die Regierung, die Rüstungen zu vermehren, und kaum ein Tag der nächsten Wochen verging ohne den Erlaß wichtiger Verordnungen. Schon am 5. Februar war die Errichtung von ferneren 10 Bataillonen, 8 Escadronen und 3 Batterieen befohlen worden. Hierauf folgte jetzt eine weitere Beschränkung der bisherigen gesetzlichen Befreiungen vom Militair-Dienst, zunächst für die Dauer des vielleicht bevorstehenden Krieges. Dann erschien eine Declaration des Manifestes vom 3., nach der auch ältern Männern der Eintritt als Jäger bewilligt wurde. Ferner eine große Zahl anderer Ordres über Details der Formation, über den Zweck der Jäger-Detachements als Pflanzschule für die Officiere, so wie über die Art der Verwendung der immer zahlreicher eingehenden Gaben zur Ausrüstung von freiwilligen Jägern.

Da aber weder die verstärkten Linien-Truppen noch die Jäger-Detachements den Erfordernissen eines Krieges von dem Maßstabe des in Aussicht stehenden entsprechen konnten, so ist es natürlich, daß die Räthe des Königs an eine wirksamere, nachhaltige Verstärkung der Streitkräfte dachten und an die schon früher so lebhaft discutirten Scharnhorst'schen Vorschläge aus dem Jahre 1808 anknüpften. Einen directen Anstoß dazu gaben die Vorschläge der Ost-Preußischen Stände, welche, wie oben gesagt, durch den Major Grafen Dohna in diesen Tagen dem Könige in Breslau überbracht wurden. Scharnhorst nahm, wie es nicht

anders sein konnte, diesen Vorschlag mit Wärme auf; doch es ist actenmäßig, daß er, so kurz vor dem Ausbruche des Krieges, zwar die ideellen Vortheile der Volksbewaffnung nicht aufgeben mochte, aber die Hauptkräftigung des Heeres für den Feldkrieg in der Vermehrung der Linien-Armee erblickte. Nach längeren Unterhandlungen, welche schon dadurch bedingt wurden, daß der Ost-Preußische Plan von dem früheren Entwurf wesentlich abwich — z. B. enthielt er die Bestimmung, daß die Landwehr nur auf dem rechten Weichselufer gebraucht werden sollte — wurde die Ausführung des Vorschlags der Stände genehmigt. Sie ließen die angeführte locale Beschränkung fallen, machten sich anheischig, die Landwehr erst nach der Completirung der preußischen Linien-Truppen zu formiren und versprachen, sich mit ihren Anordnungen so viel als möglich nach dem in Aussicht gestellten Entwurf zur Errichtung einer Landwehr im übrigen Theile der Monarchie zu richten.

Am 14. März erschien eine Allerhöchste Ordre, durch die der Staat in vier Militair-Gouvernements getheilt wurde, welche etwas anders abgegränzt waren, als die früheren drei, und in denen nun alle auf den Krieg bezüglichen Angelegenheiten in den Händen eines General-Gouverneurs und eines hohen Civil-Beamten concentrirt wurden. Am 17. März aber erließ der König den ewig denkwürdigen, aus der Feder des Präsidenten v. Hippel geflossenen Aufruf, welcher auf einmal Sonnenklarheit in die Verhältnisse brachte und die fast unerträglich gewordene Spannung der Gemüther lös'te.

Am 18. März endlich wurde der am 15. vom Könige genehmigte Scharnhorst'sche Entwurf zur Errichtung einer Landwehr und eines Landsturms mit einer ebenfalls vom 17. März datirten königlichen Ansprache bekannt gemacht.

Da diese beiden herrlichen Documente, wenn auch gewiß allgemein bekannt, dennoch manchem der geehrten Herrschaften nicht mehr vollständig im Gedächtniß sein dürften, auch überdies zum besseren Verständniß der jetzt hier ausgestellten interessanten Entwürfe zum Königs-Denkmal dienen können, werde ich sie mittheilen.

„An mein Volk.

„So wenig für Mein treues Volk, als für Deutsche, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen dieses Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen.

„Wir erlagen unter der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der Mir die Hälfte Meiner Unterthanen entriß, gab uns seine Segnungen nicht: denn er schlug uns tiefere Wunden, als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen, die Haupt-Festungen blieben vom Feinde besetzt, der Ackerbau ward gelähmt so wie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward gehemmt und dadurch die Quelle des Erwerbes und des Wohlstandes verstopft. Das Land ward ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte Ich, Meinem Volke Erleichterung zu bereiten, und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber Meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch wie seine Kriege uns langsam verderben mußten; jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört.

„Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Litthauer! Ihr wißt, was Ihr seit sieben Jahren geduldet habt, Ihr wißt, was Euer trauriges Loos ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert Euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibet eingedenk der Güter, die unter ihnen unsre Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, der Spanier und Portugiesen; selbst kleine Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gezogen und haben den Sieg errungen: erinnert Euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer.

„Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden, denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und

die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für Euren angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, Eure Söhne und Eure letzten Kräfte Zwecken widmen würde, die Euch ganz fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren.

„Aber welche Opfer auch von Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir sie hingeben, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein.

„Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unsere Existenz, unsere Unabhängigkeit, unsern Wohlstand. Keinen andern Ausweg gibt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet Ihr getrost entgegen gehen, um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen. Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sichern, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklichen Zeit.

„Breslau, den 17. März 1813.

„(gez.) Friedrich Wilhelm.“

„Ansprache.

„Ein vor Augen liegendes Beispiel hat gezeigt, daß Gott die Völker in seinen besondern Schutz nimmt, die ihr Vaterland in unbedingtem Vertrauen zu ihrem Beherrscher mit Standhaftigkeit und Kraft gegen fremde Unterdrückung vertheidigen. —

„Preußen! würdig des Namens, theilt Ihr dies Gefühl? Auch Ihr hegt den Wunsch, von fremdem Druck Euch zu befreien. Mit Rührung werde Ich die Beweise davon gewahr, in dem Eifer, mit welchem die Jünglinge aus allen Ständen zu den Waffen greifen und unter die Fahnen Meines Heeres sich stellen, in der Bereitwilligkeit, mit welcher gereifte Männer voll Verachtung der Gefahr sich zum Kriegs-Dienst erbieten, und in den Opfern, mit welchen alle Stände, Alter und Geschlechter wetteifern, ihre Vaterlandsliebe an den Tag zu legen.

„Ein mit Muth erfülltes Heer steht mit siegreichen und mächtigen Bundesgenossen bereit, solche Anstrengungen zu unterstützen. Diese Krieger werden kämpfen für unsere Unabhängigkeit und für die Ehre des Volkes. Gesichert aber werden beide nur werden, wenn jeder Sohn des Vaterlandes diesen Kampf für Freiheit und Ehre theilt!

„Preußen! zu diesem Zwecke ist es nothwendig, daß eine allgemeine Landwehr auf's schleunigste errichtet und ein Landsturm eingeleitet werde. Ich befehle hiermit die Erstere, und werde den Letzteren anordnen lassen. Die Zeit erlaubt nicht, mit Meinen getreuen Ständen darüber in Berathung zu treten. Aber die Anweisung zur Errichtung der Landwehr ist nach den Kräften der Provinzen entworfen. Die Regierungen werden selbige den Ständen mittheilen. Eile ist nöthig. Der gute Wille jedes Einzelnen kann sich hier zeigen. Mit Recht vertraue Ich auf ihn.

„Mein getreues Volk wird in dem letzten entscheidenden Kampfe für Vaterland, Unabhängigkeit, Ehre und eigenen Heerd Alles anwenden, den alten Namen treu zu bewahren, den unsre Vorfahren uns mit ihrem Blute erkämpften.

„Wer aber aus nichtigen Vorwänden und ohne Mangel körperlicher Kraft sich Meinen Anordnungen zu entziehen suchen sollte, den treffe nicht nur die Strafe des Gesetzes, sondern die Verachtung Aller, die für das, was dem Menschen ehrwürdig und heilig ist, das Leben freudig zum Opfer bringen. Meine Sache ist die Sache Meines Volkes und aller Gutgesinnten in Europa.

„Gegeben Breslau, den 17. März 1813.

„(gez.) Friedrich Wilhelm."

Dem Vertrauen des so viel geprüften Herrn auf Gott und sein treues Volk wurde vollständig entsprochen, hatte man ja doch nur auf den Entschluß gewartet. Die wahrhaft königlichen Worte zündeten das in allen Herzen lodernde patriotische Feuer zur hellen Flamme, an der sich ganz Deutschland nach und nach erwärmte. Nun strömten in Wahrheit nicht nur Einzelne zu den „Grünen und Schwarzen", wie die Freiwilligen schlechthin genannt wurden, sondern alle Stände, jedes Alter, ja, selbst Frauen eilten zu den Fahnen. Die nicht so glücklich waren, mit den Waffen

dem verhaßten Feinde entgegen treten zu können, schlossen sich den Vereinen an, welche sich durch die aufopferndste Thätigkeit, oft unter gleicher Gefahr als die Streiter, für diese nützlich machten. Die Hingabe des in diesem Momente dem Staate so wesentlichen, dem Einzelnen aber gering zu achtenden Gutes geschah im großartigsten Maßstabe. Welch ein Beispiel die Fürstinnen der Nation gaben, bezeugt ein Aufruf zur Bildung eines Frauen-Vereins zum Wohle des Vaterlandes, welcher, geflossen aus dem Herzen und angeblich aus der Feder der auch hier, aus persönlicher Bekanntschaft, noch im gesegneten Andenken stehenden edlen Prinzessin Wilhelm von Preußen, von allen damals in Berlin lebenden, dem Königshause nahe verwandten deutschen Fürstinnen unterschrieben war. Ich lasse ihn hier folgen.

„Aufruf an die Frauen im preußischen Staate.

„Das Vaterland ist in Gefahr! so sprach der König zu seinen treuen, ihn liebenden Unterthanen, und Alles eilte herbei, um es dieser Gefahr zu entreißen. Männer ergreifen das Schwert und reißen sich los aus dem Kreise ihrer Familien; Jünglinge entwinden sich der zärtlichsten Umarmung liebender Mütter, und diese — voll edeln Gefühls — unterdrücken die heilige Mutter-Thräne. Alles strömt zu den Fahnen, rüstet sich zu dem blutigen Kampfe für Freiheit und Selbstständigkeit; die Flamme, die in dem Busen eines Jeden loderte, sichert den glücklichen Ausgang. Aber auch wir Frauen müssen mitwirken, die Siege befördern helfen, auch wir müssen uns mit den Männern und Jünglingen einen zur Rettung des Vaterlandes. Darum gründe sich ein Verein, er erhalte den Namen: Der Frauen-Verein zum Wohl des Vaterlandes. Gern stellen Wir Uns, die Wir dem Vaterlande angehören, an die Spitze dieses Vereins. Wir hegen das feste Vertrauen, es wollen die edelmüthigen Frauen und Töchter jedes Standes mit Uns dazu beitragen, daß Hülfe geleistet werde den Männern und Jünglingen, die für das Vaterland kämpfen, damit es wieder in der Reihe der glücklichen Staaten stehe, in welchen der Friede seine Segnungen ausströmen könne. — —

— — „Nicht bloß baares Geld wird dieser Verein, als Opfer dargebracht, annehmen, sondern jede entbehrliche werthvolle

Kleinigkeit, — das Symbol der Treue, den Trauring, die glänzende Verzierung des Ohrs, den kostbaren Schmuck des Halses. Gern werden monatliche Beiträge, gern Materialien, Leinewand, gesponnene Wolle und Garn angenommen, und selbst unentgeltliche Arbeit als Opfer angesehen werden.

„Alles, was auf diese Art gesammelt wird, gehört dem Vaterlande. Diese Opfer dienen dazu, die Vertheidiger, die es bedürfen, zu bewaffnen, zu bekleiden, auszurüsten und, wenn die reiche Wohlthätigkeit der Frauen Uns in den Stand setzte, noch mehr zu thun, dann sollen die Verwundeten gepflegt, geheilt und dem dankbaren Vaterlande wiedergegeben werden, damit auch von unserer Seite erfüllt werde das Große, das Schöne, damit das Vaterland, das in Gefahr ist, auch durch unsere Hülfe gerettet werde, sich neu gestalte und durch Gottes Kraft aufblühe. —

„Berlin, den 23. März 1813.

Marianne, Prinzessin Wilhelm von Preußen,
Wilhelmine, Prinzessin von Oranien,
Auguste, Kurprinzessin von Hessen,
Wilhelmine, verwitwete Prinzessin von Oranien,
Prinzessin Ferdinand von Preußen,
Louise, Prinzessin von Preußen-Radziwill,
Louise, verwitwete Erbprinzessin zu Braunschweig,
Caroline, Prinzessin von Hessen,
Marie, Prinzessin von Hessen."

Es ist nun leider nicht möglich, näher auf diese und ähnliche Zeichen des herrlichen Volksgeistes einzugehen, wie ich es mir bei der vorgerückten Zeit auch versagen muß, die einzelnen hochwichtigen Erlasse anzuführen, welche in den folgenden März- und April-Tagen erschienen. Durch dieselben wurden die großen Gedanken des Volkskrieges — stets vom höchsten Standpunct aus — in die praktischen Bahnen geleitet und Bewaffnung, Formation, Ersatz-Organisation geregelt. Ich kann nur noch die Resultate des Geleisteten anführen, und dabei kurz die verschiedenen Perioden der Vermehrung recapituliren. Zu Ende des Jahres 1812 war die Armee kaum 40,000 Mann stark. Im Laufe des Jahres 1813 wurde sie nicht nur wieder vollzählig gemacht, sondern

man errichtete zuerst an der Weichsel, dann in Pommern neue Truppentheile (Reserve-Bataillone). Im Februar trat eine abermalige stärkere Vermehrung ein durch Errichtung dritter Musketier-Bataillone bei den Infanterie-Regimentern, anderer Reserve- und Ersatz-Bataillone, Escadrons und Batterieen. Gleichzeitig fand die Errichtung der freiwilligen Jäger-Detachements und des Lützow'schen Freicorps Statt, welchem später noch mehrere andere folgten. Endlich begann im März und April die Formation der Landwehr und die Bildung eines Landsturms; gleichzeitig wurden noch drei freiwillige, sogenannte National-Cavallerie-Regimenter geschaffen und die weitere Vermehrung der Ersatz-Truppen ward fortgesetzt. In dieser Periode kehrten auch alle die preußischen Officiere zurück, welche bis dahin unter fremden Feldzeichen im fernen Westen und Osten gegen den Unterdrücker gefochten hatten und noch nicht unter fremder Erde schliefen. Es waren dies nicht nur energische Naturen, sondern auch mit Kriegserfahrung ausgestattete Männer, welche der Neuformation den größten Vortheil brachten.

Mit der Errichtung der Landwehr vermehrte sich auch der Zudrang zu den Freiwilligen, aber es waren im Allgemeinen nicht mehr die besten Elemente, sondern Viele darunter, die sich dadurch nur dem nothwendigen Eintritt in die Landwehr entziehen wollten. Während des Waffenstillstandes stockte der Zug der Freiwilligen aber erheblich, was jedoch durch die in diesen Wochen außerordentlich fortschreitende Formation der Landwehr mehr als ersetzt wurde.

Mit dem nach Ablauf dieser Zeit beginnenden siegreichen Fortschritt der Verbündeten dehnte sich die Errichtung der Landwehr zunächst in die altpreußischen Provinzen links der Elbe aus, wurde dann im Lande zwischen Weser und Elbe und später in den Provinzen zwischen Weser und Rhein fortgesetzt und endlich 1814 auch links des Rheines ausgeführt.

Folgende Zahlen geben ein Bild des Anwachsens der Streitmacht.

Anfangs Februar 40,000 Mann. Ende März 100,000 Mann. Anfangs Mai 110,000 Mann, davon 40,000 Mann in Sachsen Napoleon gegenüber, — wie Clausewitz einem Freunde kurz vor

der Lützener Schlacht schrieb, „eine Armee, wie nie eine bessere existirt hat“ —; 30,000 Mann an der unteren Elbe und vor den vom Feinde besetzten Festungen. Ferner 15,000 Mann Reserven im Anmarsch; 15,000 Mann in den preußischen Festungen und 10,000 Mann Kranke. Anfangs Juni, trotz der starken bei Lützen, Bautzen und Königswarthe-Weissig erlittenen Verluste, die sich im Ganzen auf über 12,000 Mann beliefen, 120,000 Mann. Endlich am 17. August beim Ablauf des Waffenstillstandes 246,000 Mann mit 380 Geschützen im Felde und 33,000 Mann Ersatz- und Besatzungs-Truppen, also 279,000 Mann unter Waffen.

Nach den verschiedenen Kategorieen theilten sich dieselben in: Linie, 55,100 Mann, darunter 13,000 Mann Krümper. (11 Regimenter Linien-Infanterie à 3 Bataillone, 13 Garde-Grenadier- und Jäger-Bataillone à 800 Mann = 36,800 Mann. — 19½ Regiment Cavallerie à 600 Pferde = 11,700 Mann. Artillerie und Pioniere 6600 Mann.)

Reserve-Bataillone, aus Krümpern und Recruten bestehend, 41,000 Mann. (Zuerst 52, später auf 60 Bataillone erhöht und nach Errichtung noch eines Linien-Regiments in 20 Reserve-Regimenter [Nr. 13 bis 32 der Armee] formirt.)

Freiwillige Jäger über 10,000 Mann, vertheilt in den Freicorps und zwei Ausländer-Bataillonen bei den Linien-Truppen aller Waffen und der Landwehr.

Landwehr 149 Bataillone, 124 Escadrons Landwehr- und 3 National-Cavallerie-Regimenter (1650 Pferde), 140,000 Mann.

Da zu jener Zeit aus den früheren Provinzen des Staates nur eine geringe Zahl alter Soldaten (namentlich aus der Altmark), aus dem übrigen Deutschland auch nur wenige Freiwillige sich der preußischen Armee angeschlossen hatten, so kann man die Bevölkerung, welche diese 279,000 Mann aufbrachte, zu höchstens 5 Millionen Seelen annehmen. Es waren daher über 5½ Procent der Bevölkerung oder der 17. Mensch Soldat.

Unter den Provinzen steht auch in dieser materiellen Beziehung, wie in der moralischen Initiative Ost-Preußen voran, denn sie

stellte fast 8 Procent, d. h. den 13. Menschen. Dann folgt die Kurmark mit 6 Procent oder den 16. Menschen, und hierauf Schlesien mit 5 Procent oder den 18. Menschen. Von den anderen Provinzen fehlen derartige genaue Angaben. Die freiwilligen Beiträge an Geld und Gut stehen eben so wie die früheren materiellen Verluste in ähnlichem Verhältniß.

Wenn der Glanz der Thaten und die Erfolge des ganzen Products dieser seit der Völkerwanderung nicht erlebten kriegerischen Kraftentwicklung der Nation und den neuen Instituten auch bald eine unvergängliche Glorie um das Haupt woben, so ist es der Wahrheit zu Liebe auch geboten, die Schattenseiten dieses Lichtbildes zu erwähnen. Daß es deren gibt, ist natürlich, denn es liegt in der Natur aller menschlichen Bestrebungen, stets hinter dem gesteckten Ziele zurück zu bleiben, und die unbarmherzige Wirklichkeit hemmt nur zu oft die praktische Ausführung der großartigsten Idee.

In der Entwickelungs-Geschichte der neuen Militair-Organisation zeigte sich in allen Provinzen, trotz ihrer erheblichen Verschiedenheiten, dennoch eine gewisse Uebereinstimmung. Ueberall stieß die glühende Begeisterung für die neuen Ideen der Freiwilligen und Landwehren bei der Ausführung dieser Schöpfungen auf Hemmnisse, welche theils in dem vorhandenen Nothstand, theils in der Neuheit und realen Schwierigkeit der Verhältnisse begründet waren. — Die Jäger-Detachements und das berühmte Lützow'sche Corps sind von unberechenbarem Einfluß auf die Erzeugung und Förderung des Enthusiasmus im Volke gewesen. Sie haben außerdem ein vortreffliches Material zur Ergänzung und Vermehrung des Officier-Corps abgegeben und Alle leuchteten unter den Tapfern hervor. Da hingegen haben sie als Truppenkörper, rein militairisch genommen, nur geringe Bedeutung gewonnen. Es fehlte dem Einzelnen an der so erforderlichen Sorgfalt für die Gesundheit durch Bereitung der Speisen, Erhaltung der Bekleidung, so wie der unter allen Verhältnissen nothwendigen Ausübung des kleinen Dienstes, mit Einem Worte, an der so wichtigen inneren Disciplin. War doch die Mehrzahl zu jung und Alle der niederen Arbeit ungewohnt.

Die Organisation der Landwehr ging meist sehr langsam vorwärts. Die Wahlen der Vorgesetzten bewährten sich im Ganzen auch nicht. Da, wo die Nähe der Gefahr die Energie der Begeisterung erhielt, oder wo besonders thatkräftige Männer, namentlich wenn diese militairisch ausgebildet waren, an der Spitze standen, zeigten sich bessere Resultate. Im Allgemeinen waren neue Bataillone stets mangelhaft. Als der König sich entschloß, die Bataillons-Commandeure der Infanterie und die Regiments-Commandeure bei der Cavallerie zu ernennen, nahm die Ausbildung einen rascheren Verlauf. Je mehr im Verlauf der Zeit die Landwehr mit der Linie verschmolzen wurde, desto besser wurde die Armee als Ganzes. Durch die Vertheilung der Landwehr in die 4 mobilen Armee-Corps und die Einreihung in die aus allen Waffengattungen zusammengesetzten Brigaden wurde endlich die Verschmelzung eine vollkommene, und von da an war kein Unterschied mehr zwischen den Kindern Einer Mutter, obgleich viele Landwehr-Compagnieen keinen einzigen früher gedienten Mann in ihren Gliedern zählten.

Der Landsturm endlich hat in den ersten Monaten des Jahres, so lange als die Rückzugs-Bewegungen der desorganisirten französischen Truppenkörper dauerten, namentlich bei denen, welche aus Rußland her die Furcht vor Kosaken in der Seele trugen, eine bedeutende moralische Wirkung hervorgebracht. In Wirklichkeit hat er nichts geleistet. Ich entsinne mich aus früher Kindheit, daß selbst in den angstvollen Tagen des August 1813, wo die Tapferkeit der märkischen Landwehr die Hauptstadt rettete, der zur Besetzung der Schanzen von Berlin ausrückende Landsturm ein Gegenstand der Heiterkeit wurde. Dies ist nicht auffallend, denn jeder Mann, der wirklich im Stande war, die Waffen zu tragen, stand eben schon im Felde dem Feinde gegenüber. Wie dem auch sei, Großes, ja, Unübertroffenes wurde in jener Zeit geleistet, und schmählich wäre es von uns, wollten wir je vergessen, was wir jedem Einzelnen schuldig sind, welcher zu den Erfolgen, an denen wir noch heute zehren, nach Kräften beitrug.

Haben sich auch nicht alle Formen, in welche der Geist der großen Zeit gegossen wurde, für alle Verhältnisse vollkommen bewährt, sind die Bedingungen, aus denen sie hervorgingen, auch,

Gott Lob, andere geworden, so ist uns doch die schönste Errungenschaft in der allgemeinen Wehrpflicht geblieben.

Diese belebte die Armee mit neuem Geiste und brachte sie dem Volke näher. Durch sie wird noch heute das Heer befähigt, eine Schule nicht nur zur kriegerischen Ausbildung, sondern auch zur Erziehung des Nationalgeistes zu sein. —

So lange dieser Geist und die Erinnerung an die Thaten der Väter im Volke lebt, werden wir jeder Aufgabe gewachsen sein. Daran zweifeln auch unsere Gegner nicht. Möge daher ein Jeder an seiner Stelle für den Cultus desselben sorgen, dann werden auch die Erfolge nicht fehlen, wenn die vaterländischen Fahnen — alte wie neue — dereinst wieder dem Feinde entgegen getragen werden müssen.

Episoden aus den Freiheitskriegen.

Von J. E. Prillwitz.

Meine hochverehrten Damen und sehr geehrte Herren!

Wenn ich es wage, im 67. Jahre zum ersten Male in meinem Leben eine öffentliche Vorlesung zu halten, so finde ich den Muth dazu nur allein in dem glühenden Wunsche, welcher mich beseelt, hiedurch vielleicht etwas zur Milderung des traurigen Geschickes beitragen zu können, welches einen großen Theil unserer alten Vaterlands-Befreier niederdrückt.

Gewähren Sie mir daher Ihre wohlwollende Nachsicht. Im raschen Fluge will ich vor Ihrem Geiste einzelne Episoden aus den Befreiungskriegen vorüberführen, um Ihnen zu zeigen, was unser Volk in jenen Jahren geleistet hat, welche Opfer unsere Männer und Jünglinge, unsere Frauen und Jungfrauen damals gebracht haben. Viele Geschichtswerke beschreiben ausführlich diese heroische Zeit, alle gedenken, wie sich's gebührt, der großen Verdienste unserer Heerführer und Generale; ich aber werde mich darauf beschränken, vorzugsweise von unseren untergeordneteren Führern, von unseren Soldaten und Freiwilligen, unseren Landwehrmännern, von unserem hochherzigen, todesmuthigen Volke zu sprechen.

Denn die Geschichte hat es unläugbar festgestellt, daß wir, einem Napoleon dem Ersten gegenüber, den endlichen Sieg nicht dem überlegenen Feldherrntalente unserer Generale verdanken,

sondern nächst dem Allmächtigen nur allein dem festen Willen, der festen Kraft und dem unerschütterlichsten Entschlusse jedes Einzelnen, wie unseres ganzen Volkes: „Das Vaterland zu befreien oder ruhmvoll unterzugehn, zu siegen oder zu sterben".

Im siebenjährigen Kriege, in der Machtstellung des unsterblichen Friedrich II., wie nach dem Tilsiter Frieden, in der tiefsten Erniedrigung, als Friedrich Wilhelm III. sein Volk zum Kampfe rief, hat unser preußisches Vaterland der Welt gezeigt, was sein König vermag, wenn Er die Liebe seines Volkes besitzt, was unser Volk vermag, wenn es mit seinem Könige einig ist.

Von Vaterlands-, von Volkesliebe war aber seit dem Tode Friedrich's des Großen im preußischen Staate wenig mehr die Rede gewesen. Das damalige unheilvolle Regierungs-System entbehrte jeder Sympathie im eigenen, wie im Auslande. Seine kleinliche, viel mehr aber noch Oesterreichs unredliche Politik hatte im französischen Revolutionskriege den Baseler Separatfrieden, im Jahre 1806 aber den Krieg mit dem französischen Kaiser Napoleon I. hervorgerufen. Durch die Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt, am 14. October 1806, war der strenge Militairstaat vernichtet, die preußische Macht zertrümmert worden. Vor dem hervorragenden Feldherrntalente des ersten Napoleon, vor seinen kräftigen und entschlossenen Marschällen hatten unsere meist altersschwachen Heerführer und Generale sich nicht mehr bewährt, vor der neuen Kampfführung seiner, auf vielen Schlachtfeldern ausgebildeten, rasch beweglichen und gut genährten Truppen unsere an Parademarsch und langsamen Schritt gewöhnten, steifen und schlecht verpflegten, zum Theil in aller Herren Länder angeworbenen Soldaten nicht Stand halten können.

Preußen unterlag und sank durch den Tilsiter Frieden, dessen Bedingungen Ihnen bereits bekannt sind, in die Knechtschaft des französischen Kaisers.

Von dem Donnerschlage von Jena an bis zum Jahre 1813, dem Jahre der Waffenerhebung des preußischen Volkes, wurde unser Vaterland von Napoleon ausgesogen und gedemüthigt, von den französischen Beamten mit höhnendem Uebermuthe gepeinigt und erdrückt. Es war eine trübe, hoffnungslose Zeit.

Vom Jahre 1808 an hob ein besseres Regierungs-System die moralische Kraft des preußischen Volkes und bereitete es allmählich zur der einstigen Auferstehung vor.

Unsere allgeliebte Königin Louise sollte diese irdische nicht erleben, sie wurde am 19. Juli 1810 von dem Allmächtigen zur himmlischen abberufen ins ewige Leben.

Im Jahre 1812 führte Napoleon eine Armee gegen Rußland, wie es nie eine mächtigere und bessere gegeben hat.

Preußen hatte dazu 20,000 Mann stellen müssen. General York führte sie.

Es waren dies keine geworbenen Söldlinge, es waren des Vaterlandes kräftige, treue Söhne, die jetzt ihr Blut für fremde Herrschsucht hingeben mußten.

Auf diese letzte Demüthigung folgte die blutige Morgenröthe einer bessern Zeit.

Das Ende des russischen Feldzuges ist bekannt.

Der Augenblick war gekommen, um das unerträgliche Joch abzuschütteln. Doch nicht unvorbereitet traten wir in den gewaltigen Kampf. Schon gab Ihnen der Herr General v. Etzel die klarste und vollständigste Uebersicht unserer militairischen Vorbereitungen und hob dabei die nie zu vergessenden Verdienste der großen Männer, welche jene zeitgemäßen, genialen und volksthümlichen Organisationen leiteten, mit derjenigen Anerkennung hervor, welche beweis't, daß ihnen der Dank des Vaterlandes für alle Zeiten gesichert ist. Sie hatten aus einem Effectiv-Bestand von 40,000 Mann in 6 Monaten ein schlagfertiges Heer von 280,000 Streitern geschaffen, und wir wissen, wie diese sich geschlagen haben.

Auf den Geist des Volkes aber hatten die ergreifenden Vorträge eines Fichte, Schleiermacher und vieler Anderen, auf Geist und Körper zugleich Friedrich Ludwig Jahn durch seine von ihm gegründete Turnerei mächtig eingewirkt; alle Patrioten bereiteten das Volk auf einen unvermeidlichen, nahe bevorstehenden Kampf vor.

Dies alles geschah unter den Augen der das Land besetzt haltenden Franzosen.

Als nun General York am 30. December 1812 durch seine kühn eigenmächtige Lossagung vom französischen Heere bei dessen Rückzuge aus Rußland, von der Mühle von Poscherungen aus, den ersten Posaunenstoß zum Erwachen des Volkes erdröhnen ließ, suchten wir nach Waffen und waren von da ab zum Losschlagen bereit.

Allgemein ging das Gerücht, die Franzosen beabsichtigten den König nach Paris abzuführen. Bürger und Studenten bewachten sein Palais in Berlin mit dem festen Entschlusse, sich dem Unterfangen mit Gewalt zu widersetzen. Der König ging nach Potsdam, — von da nach Breslau, wo er in Sicherheit war.

In steter Erwartung des Zeichens zur Erhebung, drängte lauter und lauter die öffentliche Stimme zur Entscheidung, und das Volk klopfte immer heftiger an die noch immer verschlossenen Thüren unserer unschlüssigen Minister.

Schon hatte das ganze Land die preußische Cocarde aufgesteckt. Als in der zweiten Hälfte des Januar im Berliner Schauspielhause „Johanna von Montfaucon" gegeben wurde und der Schauspieler die in dem Stücke vorkommenden Worte aussprach: „Auf! ergreift die Waffen für Euren rechtmäßigen Herrn!" sprangen alle Anwesenden wie emporgeschleudert von ihren Sitzen, und der Saal erzitterte von dem donnernden Rufe: „Auf, zu den Waffen!" Das Stück konnte nur unter zahllosen Unterbrechungen zu Ende geführt werden.

Die Erbitterung des Volkes gegen die Franzosen war auf das höchste gestiegen; gab man ihr von Oben herab nicht bald eine fest geregelte Richtung, so war ein regelloser Ausbruch der Volkswuth unausbleiblich.

Da endlich erließ auf Befehl Friedrich Wilhelm's III. der Staatskanzler Hardenberg am 3. Februar 1813 den Aufruf an die Freiwilligen.

Der tief gebeugte König mochte wohl am Erfolge zweifeln und der Aufruf war nur vom Staatskanzler unterzeichnet.

Einige Wochen später stand Friedrich Wilhelm an einem Fenster des Schlosses in Breslau, neben ihm der General Scharnhorst unvergänglichen Andenkens. Eine gewaltige Volksmasse wogte die Straße herauf.

Man meldete die Ankunft der Berliner Fahrpost. Sie fuhr vor dem Königlichen Schlosse vorbei, gefolgt von einigen 80 Beiwagen (damals offene Leiterwagen), ein jeder mit 12 bis 15 Freiwilligen besetzt, die von Berlin kamen.

Es war die Avantgarde der 9000, die sich dort gemeldet hatten. Ein begeistertes: „Hoch lebe unser König!“ schallte wie Pelotonfeuer von jedem Wagen zum Fenster hinauf.

Glauben Ew. Majestät nun an die Treue und Hingebung des preußischen Volkes? fragte der General.

Auf das tiefste bewegt, ergriff der König Scharnhorst's Hand, die Stimme versagte ihm, aber die Freudenthränen im Auge des Monarchen gaben Zeugniß von dem gefaßten Vertrauen.

Am 17. März, heute vor 49 Jahren, erschien sein Aufruf „An mein Volk!“ „Und“ — sagt Friedrich v. Ammon in der Lebensbeschreibung eines alten Lützowers, des Dr. Ludwig Nagel (in unserem Corps Sokrates genannt) — „und die Decke zerriß und ein Licht strahlte durch die Finsterniß und eine Stimme vom Himmel erschallte und weckte die Völker zur Auferstehung aus der langen Nacht der Schmach, und Alles ermannte sich und folgte dem heiligen Rufe und setzte das Erdenleben mit seinen Gütern ein um Freiheit und Ehre.“

Wer vermöchte den Eindruck, welchen der Aufruf hervorbrachte, würdiger und wahrer zu beschreiben?

Das ganze preußische Volk griff zu den Waffen.

Wem die Kraft dazu fehlte, der brachte dem Vaterlande seine Gaben, die Frauen und Jungfrauen ihren Schmuck zum Opfer dar. Der goldene Trauring wurde gegen einen eisernen, mit der Jahrszahl 1813 und der Umschrift:

„Gold gab ich für Eisen“

umgetauscht, und manche arme Jungfrau gab ihren einzigen Schmuck, ihr schönes Haar, hin.

Nach einer ungefähren Berechnung sind damals in Preußen über 160,000 goldene Ketten, Ringe, Ohrgehänge und andere Schmucksachen, zum Theil von sehr großem Werthe, auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt worden.

Doch nicht allein auf Liebesgaben, Pflege der Kranken und Verwundeten beschränkten sich damals die Frauen, mit feurigen Worten forderten sie auf zum Kampfe für das Vaterland, die Braut versagte dem Bräutigam ihre Hand bis nach dem Siege, den er mit erringen solle, ja, einzelne betheiligten sich am Kampfe selbst und ergriffen das Schwert.

Die Jungfrau Auguste Krüger aus Friedland trat unter dem Namen Lübeck als Füsilier in das Colberg'sche Infanterie-Regiment ein, wurde Unterofficier und erwarb sich das eiserne Kreuz. Sie lebt als die Gattin des Ober-Steuer-Controleurs Köhler in Lychen.

Bei dem Sturme auf Lüneburg am 2. April 1813 trug Johanna Stegen während des Kampfes in den Straßen der Stadt die Patronen der Gefallenen unseren freiwilligen Jägern zu und wich nicht eher vom Platze, bis einer derselben neben ihr, schwer verwundet, niedersank. Sie hob ihn auf und brachte ihn in Sicherheit.

Vor etwa 15 Jahren erschien eines Abends bei dem Appel unseres Vereins, eingeführt von einem unserer Cameraden, ein junger Mann, der bei der hiesigen Königlichen Bank angestellt worden war. Er legitimirte sich als den Sohn jener Johanna Stegen, welche der von ihr gerettete Jäger später geheirathet hatte.

Wir empfingen ihn mit hoher Freude, und der Abend wurde uns ein wahres Fest der lebhaftesten Erinnerung.

In der ersten freiwilligen Jäger-Compagnie des Lützow'schen Corps stand die Jungfrau Eleonore Prohaska aus Potsdam unter dem Namen August Renz, und fand in dem Treffen an der Görde, am 16. September 1813, den Heldentod. Sie hatte eines Tages ihren Vater, einen Musiklehrer, es beklagen hören, daß er zu alt sei, um dem Aufrufe zu folgen, und keine erwachsenen Söhne habe. Da stand ihr Entschluß fest. Heimlich verließ sie das Haus ihrer Eltern und trat in das Lützow'sche Corps ein. Niemand ahnte, daß Renz ein Mädchen sei. Er fiel bei dem Sturme auf die französischen Geschütze, welchen ein alter Lützower, Dr. Fr. Förster, beschreibt. So eigenthümlich die Sache auch klingt, kann ich doch die Darstellung meines braven Kriegsgefährten auf das vollständigste bestätigen, da ich Augenzeuge davon war.

Der damalige Lieutenant Förster sagt in seiner Geschichte der Befreiungskriege, Seite 856 und folgende:

„Es trat jetzt einer jener kritischen Momente ein, welche über Sieg und Niederlage entscheiden. Die Cavallerie und ebenso die Infanterie des Freicorps hatten nicht nur die obersten Anführer, sondern auch fast sämmtliche Officiere verwundet oder todt; die Schwadronen sammelten sich rückwärts hinter dem sie schützenden Vorberge.

„Die Jäger, welche ihre Aufgabe, den Feind aus dem Walde zu treiben, erfüllt hatten, waren in kleineren Trupps gefolgt, mehr aus Neugier, wie die Attaque der Cavallerie ablaufen werde, als in Hoffnung auf fernere Betheiligung an dem Gefecht, welches nur durch Cavallerie und Artillerie entschieden werden konnte.

„Und dennoch kam es diesmal ganz anders; eine Handvoll unternehmender Burschen, man kann sogar sagen, der vorwitzige Einfall eines Einzelnen entschied hier mehr, als alle Strategie und Taktik.

„Bei der Verfolgung der Tirailleurs, welche sich, als wir sie aus dem Walde vertrieben hatten, nach den Anhöhen zu ihren Kanonen und Infanterie-Massen zurückzogen, erhielt ich einen Schuß in den rechten Oberarm. Da mir dies einen jener schmerzvollen Mißtöne entlockte, wie man sie bei solchen Veranlassungen unwillkürlich auszustoßen pflegt, eilte mein Nebenmann in der Schützenlinie, der Maler Kersting, herbei, mich zu verbinden.

„Damit er die Kugel aus der Wunde herausdrücken konnte, hieß er mich niedersitzen, wozu sich als geeigneter Sitz die Trommel eines todt an der Erde liegenden französischen kleinen Rataplan darbot. Bald versammelten sich noch eine Anzahl Freunde, und als die Operation glücklich vollbracht war, versuchte ich, um zu probiren, ob meine Armröhre ganz geblieben, die Trommel zu schlagen. Da dies nicht zum besten gelang, nahm mir der Jäger Renz die Trommel aus der Hand und wirbelte mit großem Geschick darauf herum. Du verstehst Dich doch auf Alles, rief ein anderer ihm zu, Du schneiderst, kochst, wäschst, singst und schießest, wie Keiner es besser versteht, und nun bist Du auch noch

Tambour. — Ein potsdamer Soldatenkind, sagte Renz, muß sich auf Alles verstehen, und trommelte lustig weiter, so daß die kleine Schar, welche ihm nachfolgte, als ob wir Soldaten spielten, bald auf 50 bis 70 Mann anwuchs.

„So waren wir lustiger Dinge über die ebene Haide bis zum Fuße der vor uns liegenden Hügelkette marschirt, als wir Kanonen auffahren, abprotzen und alsbald ein heftiges Feuer auf die sich zurückziehende Cavallerie eröffnen sahen. — Nun hört aller Spaß auf, rief unser Trommelschläger, und schlug den Sturmmarsch.

„Von einem Commando und Erwägung dessen, was zu thun sei, war nicht die Rede.

„Mit wüthendem Hurrahgeschrei drangen wir in ungeordneten Haufen mit Büchsen, wenige mit Bayonnetgewehr, den Hügel hinan.

„Hier erfuhr ich nun zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einem dicht geschlossenen Haufen auf etwa 150 Schritt Entfernung. Das stürzte, sprengte, stob und flog aus einander, Jammergeschrei und Hurrah übertönten und übertäubten eines das andere, aber mein tapferer Renz schritt noch immer vorauf und schlug Sturm auf seiner Trommel.

„Die aus einander gesprengte Schar schloß sich im verdoppelten Sturmschritt wieder zusammen, es galt nur noch einen beherzten Anlauf, und wir waren dann der Batterie so nahe, daß die Kugeln über uns wegfliegen mußten. Da warf ein zweiter Schuß seinen zerschmetternden Hagel in unsere Reihen, unser tapferer Trommelschläger stürzte neben mir, krampfhaft hielt er den Zipfel meines Ueberrocks fest und rief mit jammervoller Stimme: „„Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen!““

„Ohne darauf zu achten, riß ich mich los, nur wenige Schritte noch, und wir standen in der Schanze. Dieses letzte und entscheidende Wagniß gelang; die Haubitze hatte wiederum ihre Ladung erhalten, allein bevor der Feuerwerker mit der brennenden Lunte aufhaute, war er von dem Jäger Bachmann niedergestoßen und sein Schicksal theilten die anderen das Geschütz bedienenden Feinde.

„Nun aber gab es einen Jubel zum Rasendwerden.

„Mir war plötzlich bei dem Jubeltanz um das Geschütz der Hülferuf unseres armen Trommelschlägers wieder ins Gedächtniß gekommen, und nur dunkel schwebte mir vor, daß Renz mich mit den Worten festgehalten: Herr Lieutenant, ich bin ein Mädchen!

„Ich stürzte hin nach der Stelle, wo ich noch manchen anderen Freund hatte fallen sehen.

„Um Renz fand ich einen unserer Aerzte beschäftigt; eine Kartätschenkugel hatte der Jungfrau den Schenkel zerschmettert. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen, um die noch sterbend ein beseligtes Lächeln schwebte." So weit Förster.

Aus eigenen Erinnerungen füge ich hinzu:

Wir hatten in der Nacht vor dem Treffen an der Görde nach einem forcirten Marsche auf dem Kirchhofe von Dannenberg bivouakirt. Als am 16. September früh Morgens Generalmarsch geblasen wurde, sprangen wir Alle rasch auf; Renz trat dabei auf den Grabhügel, auf welchem sein Kopf in der Nacht geruht hatte, und sank mit dem einen Fuße bis an die Kniebiegung ein. Renz, paß auf! riefen einige Cameraden, das ist ein böses Omen!

Lächelnd antwortete er: Wir stehen seit sechs Monaten alle Tage mit einem Fuße im Grabe!

Eleonore Prohaska wurde auf demselben Kirchhofe, wo sie der letzte irdische Schlaf erquickt hatte, mit allen militärischen Ehren zur ewigen Ruhe bestattet.

Mein Oberjäger Heidrich, ein Postsecretär aus Liegnitz, sank bei dem ersten Kartätschenschuß, schwer in den Leib getroffen, zu Boden, indem er uns zurief: Vorwärts! du wilde verwegene Jagd! Der Jäger Henning, jetzt Oberst-Lieutenant a. D. in Coblenz, eilte herbei, als er ihn fallen sah. Sein Herz trieb ihn hin, denn sie hatten am Morgen einen kleinen Streit unter sich gehabt. Tief erschüttert schieden die versöhnten Cameraden von einander.

Der Jäger Hartmann aus Eisenach stürzte bei der zweiten Kartätschenlage, die auch den Renz traf, zusammen und stammelte mit vor Schmerz zitternden Lippen:

Dulce et decorum est pro patria mori!

Die eroberte Haubitze trug die deutsche Inschrift: „Gott hilft denen, die auf Ihn trauen und bauen. Im Haag 1784." Da meinten wir denn: Hiernach gehöre sie uns, das sei klar. Wir mußten sie aber abliefern.

Unser Compagnieführer, der Lieutenant Müller I., welcher als Hauptmann im 25. Regimente hier in Köln gestorben ist, gab uns zwar zu verstehen, wir könnten ja die Ablieferung verweigern; wir antworteten ihm aber lachend: Subordination, Subordination! Es war dies nämlich der beliebte Zuruf, mit welchem wir in unserer Compagnie bei vorkommenden Fällen die Disciplin aufrecht erhielten, und er hat nie seine Wirkung verfehlt. Der Lieutenant Müller sagte auch: Sie haben Recht, meine Herren.

Die Begeisterung für das große Werk wurde fort und fort entflammt durch die Muth und Gluth sprühenden Lieder und Gesänge Körner's, Arndt's, Max' von Schenkendorf, Fr. Förster's, De la Motte Fouqué's und Anderer.

Sie kennen bereits die ungeheuren Anstrengungen, welche unser heldenmüthiges Volk bei Errichtung der Reserve- und Landwehr-Regimenter machte.

Trotz aller Geldopfer aber, welche zur Ausrüstung der neu geschaffenen Truppen gebracht wurden, war dieselbe doch zu Anfang höchst mangelhaft.

Die Linien- und Reserve-Regimenter waren leidlich bekleidet und ziemlich gut bewaffnet; die freiwilligen Jäger hatten sich auf eigene Kosten Uniformen und Waffen geschafft; bei der Landwehr jedoch trugen manche Bataillone nur Lanzen, und das Landwehrkreuz oder die preußische Cocarde am Bauernhute ersetzte die noch fehlende Uniform.

Aber unter dem Bauernrocke schlug ein treues Herz, voll des entschlossensten Muthes und der höchsten Vaterlandsliebe.

In der Schlacht bei Großbeeren, am 23. August 1813, welche Bülow zur Rettung Berlins gegen den Willen des Kronprinzen von Schweden schlug und gewann, so wie vier Tage später bei Hagelsberg, war es, wo die märkische und schlesische Landwehr, zum Theil nur mit Lanzen bewaffnet, zum ersten Male ins Feuer kam.

Man drup! et geiht vor'd Vaderland!

schallte der helle Ruf durch ihre Reihen, im Sturmschritt warfen ihre dichten Colonnen Alles vor sich nieder, eroberten sich vom Feinde die Gewehre und flößten aller Welt Respect ein vor dem Kreuze: Mit Gott für König und Vaterland!

Bereits am 2. Mai hatten die Freiwilligen und das Heer bei Lützen die Feuertaufe empfangen. Dort stand das deutsche Volksthum, vertreten durch die preußische Jugend, dem französischen Despoten gegenüber. Der Kampf war ein gewaltiger und wir behaupteten das Schlachtfeld gegen die feindliche Uebermacht. Die Wahlstatt war mit Todten und Verwundeten besäet. Aber man hörte keinen Klageton von den Verstümmelten, die Begeisterung besiegte den Schmerz; man sah keine Trauer um die gefallenen Waffenbrüder, hatten sie doch ihr Leben dem Vaterlande geopfert für seine Befreiung vom schmählichsten Joche. In der Zuversicht zum Siege waren sie gefallen und lagen da mit verklärtem Angesicht. Die freiwilligen Jäger und die Garden hatten am meisten gelitten.

Der edle Scharnhorst war tödtlich verwundet worden und starb bald nachher, viel zu früh für das Vaterland. Ewige Ehre seinem Andenken! Von der Kampfbegier unseres Heeres sei hier nur ein Beispiel angeführt.

Der Musketier Koppen von der 7. Compagnie des ersten westpreußischen Infanterie-Regiments war wegen Dienst-Vernachlässigung Arrestant. Er bat um die Erlaubniß, mit ins Feuer gehen zu dürfen. Die Antwort war: Ja, aber als Arrestant ohne Gewehr. — Ist es auch verboten, mir ein feindliches zu holen? — Nein. — Beim ersten Angriffe stürzte er vor in die feindliche Tirailleurlinie, entriß einem Voltigeur das Gewehr und kam unversehrt und triumphirend zu seinem Bataillon zurück.

Ungebrochenen Muthes, in größter Ordnung und unverfolgt wurde am 3. Mai der Rückzug über Dresden nach Bautzen angetreten, um dort den Kampf zu erneuern.

Am 20. und 21. entbrannte bei Bautzen eine zweitägige mörderische Schlacht. Napoleon war uns um das Doppelte überlegen. Dennoch wollte man noch einmal den ungleichen Kampf

bestehen, noch einmal es versuchen, den Feind von den Gränzen des Vaterlandes abzuhalten, um Zeit für die eben begonnenen Rüstungen zu gewinnen. Als aber am zweiten Tage die Anzahl der Feinde sich auf das Dreifache unserer Stärke vermehrte, wurde die Schlacht abgebrochen und unser kleines Heer verließ Angesichts der Franzosen in bewunderungswürdiger Ruhe und Ordnung das Schlachtfeld. Als dem Kaiser Napoleon das Resultat dieser blutigen Tage gemeldet wurde, rief er im höchsten Erstaunen: „Wie? nach einem solchen Gemetzel keine Gefangenen, keine Fahnen, keine Geschütze erobert? Ich glaube, diese Preußen werden mir auch nicht einen Nagel von einer Kanone mehr lassen." Ein solches Zeugniß aus solch einem Munde genügt.

Am 26. Mai überfiel Blücher mit unserer Reiterei bei Hainau die Division des Generals Maison. An der Spitze der freiwilligen Jäger-Schwadronen brach der Oberst von Dolfs mit einem gewaltigen Sprunge seines Pferdes über die Bayonnette hinweg in das erste Carré ein und öffnete die Bahn zum Siege. Ihm stürzten das leichte Garde-Cavallerie-Regiment, die schlesischen, ostpreußischen und brandenburgischen Cuirassiere in vollem Laufe der Rosse nach.

Wie weiße Spritzwellen im stürmischen Meere tauchten in den dunkeln Massen die blitzenden Säbel unserer Reiter auf und nieder, bis der Feind am Boden lag.

Ein zweiter Winkelried war Dolfs für das Vaterland gefallen, in Soest steht sein Denkmal.

Den Gelehrten, wie Blücher den Generalstab nannte, gefiel dieser Husarenstreich nicht besonders, das ganze Heer aber empfing die Nachricht davon mit unendlichem Jubel. Blücher selbst dachte stets mit besonderer Freude daran.

Acht Tage später, am 4. Juni, wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen und allmählich bis zum 16. August verlängert.

Nach dem Waffenstillstande eröffnete den Reigen des blutigen Schwertertanzes unser Bülow mit dem dritten und Tauenzien mit dem vierten preußischen Armeecorps am 23. August bei Großbeeren. Beide gehörten zum Nordheere und standen unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden.

Napoleon hatte den Marschall Oudinot mit 80,000 Mann gegen Berlin geschickt, um die Hauptstadt zu erobern, welche jener Kronprinz vertheidigen sollte. Schon waren die Franzosen bis zwei Meilen von Berlin herangedrungen, als der Schwedenprinz den Rückzug nach dem Weinberge hinter Berlin befahl.

Da ritt Bülow nach Philippsthal in das Hauptquartier des Prinzen, um ihn zu fragen, ob Berlin ohne eine Schlacht zu liefern aufgegeben werden solle?

Was ist Berlin? eine offene Stadt ohne strategischen Werth und weiter nichts, war die Antwort. —

Königliche Hoheit, erwiderte Bülow sehr ernst, für uns Preußen ist Berlin die Hauptstadt des Königreichs; wir wollen vor Berlin siegen oder fallen, vor und nicht hinter Berlin sollen unsere Knochen bleichen!

Bülow verließ ungesäumt das Hauptquartier und eilte zu seinen Truppen zurück.

Ich gedachte bereits der heroischen Tapferkeit unserer Landwehr in dieser denkwürdigen Schlacht, wo die pommer'schen Kolben fluschten und der herrlichste Sieg errungen wurde.

Unsere alten Linien-Regimenter aber gaben vom Anfange des Krieges an, überall und so auch hier, den jüngeren Regimentern, den freiwilligen Jäger-Detachements und Landwehren, das erhabenste Beispiel der höchsten Tapferkeit, dem Alle mit Begeisterung folgten und den Alten ebenbürtig kämpften.

Nur einmal will ich hier den Schleier der tiefsten Trauer lüften, um ihn dann vor Ihnen nicht mehr empor zu heben. Hier standen abermals Deutsche unseren Truppen gegenüber. Der Regen floß in Strömen; die Gewehre versagten. So stürzten denn beide Theile mit Bayonnet und Kolben auf einander los zum Kampfe, Mann gegen Mann. Als die Söhne eines Vaterlandes sich einander schon so nahe gekommen sind, daß ihre Bayonnette sich fast berühren, hören sie in den Commandoworten den Laut der theuren Muttersprache und stutzen zurück. — Kommt herüber zu uns, ihr deutschen Brüder! rufen unsere Soldaten; erwartungsvoll blicken sie einander bebend an, keiner will den ersten Stoß auf den Deutschen führen, — sie stehen wie festgebannt, keuchend und athemlos.

Da siegt das starre Commando und der Ruf der Kriegerehre und der brudermörderische Kampf beginnt. — Die an Zahl und Kräften schwächeren Sachsen erliegen.

Armes, zerrissenes Vaterland! —

Zwei Tage vor der Schlacht, am 21. August, hatte bereits bei Mellen ein blutiges Vorspiel Statt gefunden.

Die Regimentsgeschichte des damaligen ersten pommer'schen Infanterie-, jetzt Grenadier-Regimentes, sagt hierüber:

Durch Muth und Entschlossenheit erwarben sich die freiwilligen Jäger die allgemeine Achtung und einen glänzenden Ruhm in diesem Gefechte, den sie bei den ferneren kriegerischen Ereignissen zu behaupten und durch neue glorreiche Thaten zu verherrlichen wußten. Eine schöne Anerkennung ihrer bei Mellen bewiesenen Tapferkeit ward ihnen durch Verleihung eines reich besetzten Hirschfängers zu Theil, den der Oberst-Lieutenant v. Borck, vormaliger Commandeur unseres Füsilier-Bataillons, als ein ehrendes Denkzeichen ihnen am 25. September überreichen ließ. Einstimmige Wahl verlieh diesen Ehren-Hirschfänger dem freiwilligen Jäger Abraham II. So weit die genannte Regimentsgeschichte.

Ein mörderisches Nachspiel der Schlacht bei Großbeeren war die Vernichtung der französischen Division Girard bei Hagelsberg am 27. August, durch 12 Bataillone und 12 Schwadronen kurmärkischer Landwehr und das erste Reserve-Regiment (jetzt Nr. 13) unter dem General von Hirschfeld. Nachdem die beiden ersten und stürmischen Angriffe unserer Landwehrmänner mißlungen waren, riefen die braven Kurmärker: Jetzt haben wir Pulver gerochen und nun wird's besser gehen!

Hirschfeld zögerte aber mit dem Befehle zu einem neuen Angriff. Da brach ein Bataillon aus der Linie hervor und marschirte im Sturmschritt, ohne Geschrei und Hurrah, fest geschlossen, auf Hagelsberg los.

Cameraden! wir folgen Euch! rief das daneben stehende, Vorwärts und drauf! riefen die anderen Bataillone und setzten sich in Marsch.

Die Franzosen ließen sie auf kaum 100 Schritte herankommen, aber des heftigen Regens wegen versagten die meisten Gewehre

und es begann nun dicht vor dem Dorfe der Kampf mit Bayonnet und Kolben. In letzterem aber zeigten sich unsere Landwehrmänner so überlegen, daß ein feindliches Bataillon gegen eine Gartenmauer gedrängt, bis auf den letzten Mann erschlagen, ein anderes im Dorfe selbst umringt und niedergemacht wurde. Von einer anderen Seite warf das erste Reserve-Regiment den Feind ebenfalls in das Dorf hinein, und nun entstand in demselben ein so fürchterliches Gemetzel, daß nach beendigtem Kampfe 4000 erschlagene Franzosen die Wahlstatt bedeckten. Ein gräßliches Sühnopfer für siebenjährigen Druck!

Und diesen herrlichen Sieg hatten 15 Bataillone eben erst errichteter Landwehr und Reserven mit nur einem einzigen Geschütze erfochten; 12 Schwadronen unerfahrener Cavallerie hatten auf ihren kleinen Pferden, den so genannten märkischen Sandhasen, die französische Reiterei in die Flucht geschlagen. Das zeugt von der nervigen Kraft und der Vaterlandsliebe unseres Volkes, darum Ehre unserer Landwehr für alle Zeit!

Und sie fand auch die vollste Anerkennung ihrer Thaten im ganzen Heere.

General Bülow sagte in seinem Tagesbefehle über die Schlacht von Großbeeren und das Gefecht von Hagelsberg:

„Eine rühmliche Erwähnung verdienen auch sämmtliche Landwehr-Truppen des Corps, die zum ersten Male die Liebe für König und Vaterland bewährten, welche ihnen ihre Entstehung gab. Kein größeres Lob konnten sie erwerben, als ihren älteren Cameraden es gleich gethan zu haben, und gern gebe ich und die älteren Regimenter ihnen dieses ehrenvolle Zeugniß.“

Wohl hatte die Landwehr mit ihrem Blute im entscheidenden Momente der schwankenden Schlacht, ihren Heldenmuth bewährend, den Sieg errungen, wohl erfüllte die Nachricht davon die Brust eines Jeden mit Freude und Stolz, und doch durchdrang das siegreiche Heer eine Trauerbotschaft, welche von Allen auf das schmerzlichste empfunden wurde und das ganze Volk tief erschütterte.

Der begeisterte Gluthenschürer der heiligen Vaterlandsliebe, der Barde des Heeres, dessen ergreifende Lieder so Vielen die

Waffen in die Hand gedrückt hatten, das sangumkränzte Schwert des Lützow'schen Corps:

Theodor Körner,

war, einen Tag vorher, am 26. August, in einem kleinen Gefechte zwischen Rosenhagen und Gadebusch im Mecklenburg-Schwerin'schen gefallen.

Ihm war nicht beschieden, in einer großen Schlacht, zur Erringung des Sieges, sein junges Blut hinzugeben, aber sein Andenken wird fortleben in allen Generationen, so lange es Deutsche geben wird. Sein Leben liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet in den Geschichtsblättern der Befreiungskriege, seine irdische Hülle ruht unter der Körner-Eiche bei Wöbbelin, wo wir Lützower sie einsenkten.

An demselben Tage, an welchem Theodor Körner durch den Heldentod, dessen Ahnung ihn stets umschwebte, hinüber geführt wurde zur Unsterblichkeit, in das Gefilde der Seligen, siegte Blücher an der Katzbach über den französischen Marschall Macdonald und erwarb sich unvergänglichen Ruhm.

Als die Franzosen in immer dichteren Massen über den Fluß gingen und die Höhen erstiegen, auf welchen der alte Held sie erwartete, rief er den Truppen zu: Nu Kinder! jetzt habe ich genug herüber, wir wollen ihnen die Nasenflügel umkrämpeln, daß sie rückwärts Kobolds schießen sollen, aber Alles mit Säbel und Bayonnet! — Ein Hundsfott, wer einen Schuß thut, rief der Major von Othegraven seinen Brandenburgern zu, und sie stürzten sich mit blanker Waffe auf den Feind. Dieser stand wie eingemauert. Es entstand ein wüthendes Handgemenge, in welchem die Kolben des 12. Regiments das ganze feindliche Grenadier-Carré zu Boden schlugen. Die Schlacht bot den Anblick unzähliger Einzelgefechte dar.

Das Landwehr-Bataillon Löwenberg unter dem Major von Thiele und die Landwehr-Bataillone Seidlitz und Kempsky, welche in dem aufgeweichten Boden die Schuhe verloren, warfen sich unter dem stürmischen Rufe: Hoch lebe der König! auf den Feind und zeigten sich ihrer Brüder von Großbeeren würdig. Die Bunzlauer Landwehr eroberte drei Geschütze.

Im Sturmschritt dringen alle unser Brigaden unaufhaltsam vorwärts und werfen die Franzosen gegen die Neisse und Katzbach zurück, welche durch den anhaltenden heftigen Regen aus kleinen Gebirgswässern zu reißenden Stromfluten geworden waren.

Kein Gewehr geht mehr los, man hört nur Geschützfeuer, Wuthgeschrei der Kämpfenden, vive l'empereur und Hurrah im wildesten Durcheinander. Der erbitterte Kampf, Mann gegen Mann, wird zur gräßlichsten Schlächterei. Unsere Landwehren rufen dem Feinde Verwünschungen entgegen, geben keinen Pardon und tödten Jeden, der in ihre Hände fällt.

Aber die Entscheidung der Schlacht war unserer Reiterei vorbehalten.

Das ostpreußische National-Cavallerie-Regiment, die litthauischen und westpreußischen Dragoner, die brandenburgischen Ulanen und Husaren, das erste neumärkische Landwehr-Regiment, die schwarzen und die mecklenburgischen Husaren werfen sich auf den Feind. Blücher selbst zieht den Säbel, er kann dem innern Drange nicht widerstehen und setzt sich an die Spitze dieser gewaltigen Reitermasse.

Was ihr vor die Klinge kommt, wird niedergehauen.

Als unsere Cavallerie diesen letzten entscheidenden Angriff gethan, als die ersten Franzosen von den litthauischen Dragonern unter Oberst v. Below die steilen Uferränder der wüthenden Neisse hinabgeschleudert wurden, bemächtigt sich ihrer ein nicht zu bannender panischer Schrecken. In wilder Flucht verläßt der Feind das Schlachtfeld; alle Ordnung ist aufgelös't. Rasch steigen zwei Landwehr-Bataillone die Abhänge zur Neisse hinunter und besetzen die Brücke von Niederkrain, über welche die Franzosen beim Anfange der Schlacht zum Angriffe vorgegangen waren. Die früher von ihnen hierzu ebenfalls benutzte Furth war nicht mehr gangbar, Gefangenschaft oder Tod ihr unabwendbares Geschick und ihre völlige Niederlage nach einem mörderischen Kampfe von zwei Stunden entschieden.

Um die Tapferkeit und treue Hülfe der Russen unter dem General v. Sacken zu ehren, nannte Blücher den siegreichen Kampf: Die Schlacht an der Katzbach, an deren Ufern unsere braven Verbündeten gestritten hatten.

Als der Marschall Vorwärts gegen Abend in sein Hauptquartier nach Bechelsdorf zurückkehrte, sagte er in seiner einfachen Anspruchslosigkeit zu Gneisenau: Die Schlacht haben wir gewonnen, das kann uns kein Mensch abstreiten, aber wie wir sie gewonnen haben, das müssen Sie nun der Welt klar machen.

Schlesien war befreit! „Herr Gott, Dich loben wir! Herr Gott, Dir danken wir!" tönte durch das ganze Land.

Zum zweiten Male sandte Napoleon ein Heer unter dem Marschall Ney gegen Berlin, um die Hauptstadt zu erobern, und zum zweiten Male wurde der Feind von unseren braven Truppen unter Bülow und Tauenzien zurückgeworfen und der glorreiche Sieg von Dennewitz erkämpft. Die Nachricht von dem Siege an der Katzbach war gerade beim Bülow'schen Corps eingetroffen, als am 6. September der blutige Kampf begann.

Jeder gelobte sich, es den schlesischen Waffenbrüdern gleich zu thun, und mit donnerndem Hurrah sie begrüßend, griffen die Regimenter an. Bei Göhlsdorf lag die Entscheidung. Zu wiederholten Malen wurde das Dorf von uns erstürmt und wieder verloren. Die feindlichen Batterieen auf dem Windmühlenberge zerschmetterten ganze Reihen unserer Bataillone. Das Regiment Colberg unter dem Major v. Zastrow, das dritte ostpreußische unter dem Oberst-Lieutenant Sjöholm und das erste Bataillon des ersten neumärkischen Landwehr-Regimentes nehmen in einem vierten Sturme das Dorf, behaupten es und dringen gegen den Windmühlenberg vor.

Eilig fährt das feindliche Geschütz ab, unsere Truppen besetzen den Berg.

Gleichzeitig nimmt der Major v. Reckow mit dem ersten und zweiten Bataillon des neunten Reserve-Regiments (jetzt Nr. 21), dem zweiten und dritten neumärkischen Landwehr-Bataillon und zwei Schwadronen westpreußischer Dragoner die nebenliegende Anhöhe und erobert vier Haubitzen.

Aber der Feind erhält fortwährend Verstärkungen, der Marschall Oudinot rückt mit seinem Corps heran; 14 preußische Bataillone, hört es, Ihr Preußen alle, 14 preußische Bataillone kämpfen gegen 47 feindliche und weichen nicht!

Der Major Friedrich v. Bülow wirft sich mit dem zweiten Bataillon des dritten ostpreußischen Infanterie-Regiments der andringenden Uebermacht entgegen.

Drei feindliche Bataillone umringen ihn, man ruft ihm zu, sich zu ergeben, er antwortet mit dem Degen in der Faust; ein fürchterliches Handgemenge beginnt, in welchem die deutsche Volkskraft sich im preußischen Heldenthume bewährt.

Die braven Ostpreußen lassen ihren tapferen Führer, der schwer verwundet niedersinkt, nicht im Stich, sie heben ihn auf und bringen ihn mitten durch die Feinde hindurch zum Regimente zurück.

Ein fortdauernder Wirbelwind und ein ununterbrochener Kartätschenhagel wühlten das lockere Erdreich auf und trieben dicke Staubwolken unsern Streitern ins Gesicht.

Ueberall wird mit der höchsten Erbitterung gekämpft, im Dorfe, sogar in der Kirche und bis an die Stufen des Altars. Vom gräßlichsten Durste gequält, labt sich Freund und Feind zu gleicher Zeit an dem mitten im brennenden Dorfe liegenden Brunnen, unter dem prasselnden Kartätschenfeuer, welches ihn fortwährend bestreicht.

Schon sinken die Kräfte unserer zusammengeschmolzenen, durch den langen Kampf auf das äußerste erschöpften Bataillone, da erscheint um 5 Uhr der treue Borstel mit seiner Brigade auf dem Schlachtfelde.

Dem Befehle des Kronprinzen von Schweden schnurstracks entgegen, kam er, statt auf Eckmannsdorf zu marschiren, in gerader Linie auf Göhlsdorf herbei eilend, unserem unerschütterlichen Bülow zur Hülfe.

Das zweite Reserve-Regiment (jetzt Nr. 14), das zweite kurmärkische Landwehr-Regiment, das pommer'sche Grenadier-Bataillon und die beiden Musketier-Bataillone des ersten pommer'schen Infanterie-Regiments, ihre freiwilligen Jäger-Detachements an der Spitze, stürzen sich sofort im Sturmschritt auf den Feind. Nur keine Vorwürfe, ich komme! ruft Borstel.

Die Regiments-Geschichte des letztgenannten, jetzt Grenadier-Regiments Nr. 2, sagt:

„Die Jäger=Detachements waren vorangeeilt und nach dem Kampfplatze mehr gelaufen als marschirt. Ihr tapferes Benehmen fand allgemeine Anerkennung, und die Musketiere, welche wegen des öfteren Einquartierens der Jäger beim Stabe zuweilen eifersüchtig waren, zollten ihnen Beifall und sagten:

„Von heute ab wollen wir es ruhig mit ansehen, wenn Ihr immer zum Stabe kommt. —

„Noch einmal wurden die Franzosen aus dem Dorfe vertrieben und wiederum überschüttet ein Kugelhagel aus 50 schweren Geschützen, die Oudinot hat aufpflanzen lassen, unsere Streiter, und sie müssen sich aus dem Bereiche dieses entsetzlichen Feuers zurückziehen. Aber kaum sind sie geordnet, so erschallt aus den Reihen des ersten Bataillons des ersten pommer'schen Infanterie=Regiments der Ruf: Nicht einen Schritt weiter zurück, vorwärts! vorwärts! Ohne ein Commando abzuwarten, nimmt das Bataillon die Gewehre zur Attaque rechts und dringt wieder vor. Die Fahnenstange wird zerschossen, der Fahnenträger und die Fahnen=Section niedergestreckt; der freiwillige Jäger Wilm ergreift die Fahnenstücke, welche der Major von Podewils nun seinem Bataillon voträgt. (Ein silberner Ring hält jetzt die Fahnenstange zusammen, er trägt das Datum dieses glorreichen Tages.) Gleiches geschah beim zweiten Bataillon des Regiments Colberg. Auch hier streckte ein Kartätschenschuß den Fahnenträger und zwölf seiner Nebenleute zu Boden. Der Unterofficier Besch hob das Panier, welches auf der Erde lag, hoch empor und rief seinen Leuten zu:

Vorwärts! haltet fest zu Eurer Fahne!

„Ein Versuch der französischen Cavallerie, in unsere Infanterie einzubrechen, ward von unserer Reiterei vereitelt.

„In und bei Göhlsdorf schwankte der hartnäckigste Kampf unentschieden hin und her; trotz der heldenmüthigsten Tapferkeit unserer unvergleichlichen Truppen war die große Uebermacht des Feindes nicht zum Weichen zu bringen.

„Nicht so bei Dennewitz. Dort waren Tauenzien und Thümen unaufhaltsam weiter vorgedrungen, nachdem die Franzosen ihre Hauptmacht bei Göhlsdorf concentrirt hatten.

„Unsere beiden Generale griffen Rohrbeck an. Der Feind suchte die dortige Brücke zu vertheidigen, es gelang ihm nicht. Die freiwilligen Jäger des zweiten ostpreußischen Infanterie-Regiments durchwateten das Flüßchen Ann, indem sie scherzend riefen: Wir haben dem Könige zu Wasser und zu Lande geschworen, man frisch durch Dick und Dünn! Sie eroberten zwei Kanonen.

„Die Tirailleure des fünften kurmärkischen Landwehr-Regiments drangen zuerst in Rohrbeck ein, geführt von den Lieutenants Klingner und Kalisch. Der Schütze Schmidt schoß einen Franzosen in dem Augenblicke nieder, als derselbe eben eine am Eingange des Dorfes stehende Kanone abbrennen wollte. Ein grauenhaftes Gemetzel fand an der Brücke Statt. Der flüchtende Feind suchte den schmalen Uebergang zu gewinnen und wurde dort von der ostpreußischen Landwehr-Cavallerie niedergehauen.

„Marschall Ney, der Zeuge der Verwirrung war, sandte dem Marschall Oudinot den Befehl, sofort mit seinem ganzen Corps nach dem rechten Flügel zu kommen. Oudinot verließ die Höhen von Göhlsdorf und folgte dem Befehle.

„Kaum gewahrte Borstel seinen Abzug, so erneuerte er mit aller Kraft den Kampf um jenes Dorf. Auf Bülow's Befehl rückt unsere sämmtliche Reiterei vor. Borstel's Sturm-Colonnen dringen in Göhlsdorf ein, sie erreichen noch einmal den blutbespritzten Brunnen, werfen, was widersteht, mit Bayonnet und Kolben vor sich nieder und jagen den Rest zum Dorfe hinaus. Dort empfängt ihn unsere Reiterei und vollendet seine Niederlage durch eine unaufhörliche, kräftige Verfolgung, der sich unsere Fußtruppen anschließen. Das pommer'sche Husaren-Regiment (Blücher Nr. 5) hieb ein Regiment Chevaux legers zusammen und nahm nach standhafter Gegenwehr des Feindes und nach dreimaligem Angriff ein ganzes Carré gefangen, eroberte die Fahne und vier Kanonen.

„Das erste pommer'sche Infanterie-Regiment eroberte zwölf Geschütze. Der Lieutenant v. Gliczinski des pommer'schen Grenadier-Bataillons warf sich mit seinem Tirailleurzuge in eine abziehende feindliche Colonne, brach in dieselbe ein, holte sich, was bis dahin beispiellos war, aus ihrer Mitte eine mit sechs

Pferden bespannte Kanone heraus und machte 1 Officier und 23 Mann gefangen. Dies geschah unter den Augen und zum großen Jubel der pommer'schen Husaren, welche eben das oben erwähnte Carré gesprengt hatten.

„Als die ganze ungeheure Blutarbeit gethan war, erschien der Kronprinz von Schweden und verkündete pomphaft:

„„Die Schlacht ist gewonnen, ich komme mit 48 Bataillons, General Bülow soll sich in zweiter Linie aufstellen!““

„Aber die Geschichte hat es in Erz eingegraben, wer die Schlacht gewann; laut sprechen die Thaten, vor denen die Phrasen verstummen müssen.

„Ehre Eurem Andenken, Bülow v. Dennewitz, Tauenzien, Borstel, Thümen und Euren ruhmbedeckten Streitern!“

Um Ihnen aber ein Bild der Leiden, so wie der festen Standhaftigkeit unseres todesmuthigen Volkes zu liefern, sei es mir vergönnt, noch einen Blick auf die blutgesättigte Wahlstatt zu werfen.

Die Geschichte des alten glorreichen Regimentes Colberg sagt:

„Als bei dem Anrücken des Bülow'schen Corps die Bewohner des Dorfes Göhlsdorf bemerkten, daß sie sich zwischen den kämpfenden Parteien befanden und der Donner des Geschützes von allen Seiten ihr friedliches Dorf umgab, stürzten sie sich, beladen mit ihren Kindern und Kranken, durch unsere Reihen. Sie kehrten in der Nacht zu den glimmenden Schutthaufen zurück, aus denen sie vergebens einige Trümmer ihrer ärmlichen Habe zu retten strebten, bis der kommende Morgen sie zu dem schrecklichen Tagewerke rief, die Körper der Gefallenen in großen Gräbern zu vereinigen. Ein anderes schmerzliches, jedoch zugleich erhebendes Bild gewährte das Dorf Wölmsdorf, der Verbindeplatz für unsere Truppen. Hier bestand der Heldenmuth jedes einzelnen Kriegers die höchste Probe; die moralische Kraft erkämpfte den schönsten Sieg, denn von den Lippen der Tausende, die dort auf nackter Erde hingestreckt lagen und mit ihren Schmerzen kämpften, ertönte keine Klage!“ — So weit die Regimentsgeschichte.

Sie klagten nicht und ihre Glieder waren zerschmettert!

Auch sie klagen nicht, die 45,000 nothleidenden Veteranen jener gewaltigen Zeit, die unter den noch lebenden preußischen Heldenscharen der Befreiungskriege ihr Dasein elendiglich fristen; sie dulden und schweigen. Ich aber will hinausrufen in alle Welt: Vaterland! Deine Befreier, Deine ruhmbedeckten Streiter aus Deiner glorreichsten Zeit darben! O, mein Vaterland, höre mich! Hilf ihnen in der Noth, der sie erliegen, sie halfen Dir, als Du in Knechtschaft warst!

Die damalige Zeit vergaß sie nicht.

Mit eigener Gefahr holte Jeder die Verwundeten vom Schlachtfelde; auch der Geringste eilte herbei, um ihnen Erquickung und Pflege zu bringen; vor Allen aber gaben die hochherzigen Frauen und Jungfrauen das Beispiel der ausdauerndsten Sorge für unsere Krieger, für die Verwundeten, für die Witwen und Waisen der Gebliebenen.

Die königlichen Prinzessinnen, die Frauen Welper und Eben in Berlin, später Frau v. Ammon in Cleve, standen an der Spitze der edlen, nimmer ermüdenden Frauen-Vereine. Selbst als später die gefährlichen Lazarethfieber ausbrachen, erlahmten die treuen Pflegerinnen nicht, und viele dieser barmherzigen Schwestern, welche den schönen Namen jenes würdigen Ordens, ohne ihm angehört zu haben, wohl verdienen, wurden das Opfer ihrer Hingebung und starben für das Vaterland.

Aber sie leben fort in unserem Gedächtnisse, in dem Gedächtnisse der alten Krieger, so lange noch Einer auf Erden, in der Geschichte des preußischen Volkes für alle Zeit.

Und mit der höchsten Freude bekennen wir es: Auch in dieser altehrwürdigen Stadt regt sich der Geist jener großen Zeiten, und wir haben durch Ihre Hülfe manche herbe Noth lindern, manche stille, aber bittere Thräne trocknen können. Wir danken Ihnen aus vollstem Herzen, denn Ihnen allein gebührt der Dank. Wir alten Freiwilligen erfüllen hierbei nur eine uns obliegende heilige Pflicht, und wir werden sie mit Gottes und Ihrer Hülfe ausüben bis auf den letzten Mann!

Zweite Abtheilung.

Ihre Geduld und gütige Nachsicht nehme ich zum zweiten Male in Anspruch und wünsche nur, daß Sie Sich am Schlusse meines Vortrags nicht allzu ermüdet fühlen mögen, denn ich werde Ihnen bei Beschreibung der Leipziger Schlacht die Erwähnung mancher Kriegsgräuel nicht ganz ersparen können, gewiß aber diejenige Rücksicht beobachten, welche ich den hochverehrten Damen schuldig bin.

Der unerschütterliche Vorkämpfer der Armee, der alte Blücher, gab dem Feldzuge die entscheidende Wendung, indem er mit seinem Heere die Elbe überschritt.

Diesen Uebergang auf das linke Ufer des Stromes vollführte der entschlossene Held am 3. October 1813 bei Wartenburg auf zwei dazu geschlagenen Brücken.

Dem York'schen Corps wurde die Ehre zu Theil, zuerst hinüber zu gehen.

Blücher sah, es würde ein schweres Stück Arbeit geben, und rief den von der Brücke anmarschirenden Truppen zu:

Vorwärts, Kinder! Ihr müßt Euch heute wie an der Katzbach schlagen, sonst sind wir Alle (es folgte hier ein Ausdruck in der Blücher'schen Keilsprache), die Brücken lasse ich hinter uns abbrennen.

Letzteres mißfiel aber den braven Soldaten. „So brauchst Du uns nicht zu kommen, wir werden unsere Schuldigkeit thun, und scheeren uns wenig drum, ob die Brücke hinter uns steht oder brennt!“ erschallte aus den Reihen.

Nu, nu, antwortete Blücher, seid doch gescheidt, Kinder! so habe ich das nicht gemeint, wir kennen uns ja!

Und nun ging es unter donnerndem Hurrah und „Hoch der alte Blücher!“ gradan auf den Feind, auf Wartenburg.

Unsere braven Truppen wurden von einem erschütternden Feuer empfangen, sanken bis an die Kniee in den Sumpf und konnten nicht vorwärts kommen. Der Angriff wurde nun auf

Bleddin gerichtet, wo die Terrain-Schwierigkeiten bei Weitem geringer waren.

Das zweite Bataillon des ersten ostpreußischen, nebst den freiwilligen Jägern und den Tirailleurs des zweiten ostpreußischen Regiments nahmen das Dorf und drangen von da gegen Wartenburg vor. Als aber General Horn die braven Ostpreußen von Bleddin heranziehen sah, ritt er zu York und bat um die Erlaubniß, nun noch einmal den Damm und Wartenburg in der Front stürmen zu dürfen. Ja, Horn, antwortete York.

Die freiwilligen Jäger gehen als Tirailleurs durch den Sumpf, den sogenannten Sauanger, indem sie freudigen Muthes rufen: Also diese schöne Gegend heißt der Sauanger, nun, kannibalisch wohl wird es uns hier eben nicht werden! Sie sehen, diese Herren kannten ihren Goethe. — Horn setzt sich an die Spitze des zweiten Bataillons vom Leib-Regiment, das schlesische Landwehr-Bataillon Löwenberg folgt. Dem General wird das Pferd unter dem Leibe erschossen. Mit Hülfe einiger derben Flüche und Musketiere richtet er sich rasch wieder auf, ergreift ein Gewehr, und Allen voranschreitend ruft er: Eine feige Memme, wer noch einen Schuß thut, zur Attaque Gewehr rechts! Marsch, Marsch!

Der Sumpf wird durchwatet, beide Dämme nach einander erstiegen und vier Bataillone Italiener der Brigade Fontanelli zersprengt. Mit dem höchsten Heldenmuthe hatten unsere unvergleichlichen Truppen das fast Unmögliche vollbracht.

Die schon sehr gelichteten schlesischen Landwehr-Bataillone unter dem Obersten v. Welzien, das thüringische Bataillon und die Leib-Füsiliere waren durch das Wasser, welches ihnen bis an den Gürtel reichte, in Wartenburg eingedrungen und hatten nach dem hartnäckigsten Kampfe die französische Division Morand hinausgeworfen. Der Sieg war unser!

Als die Infanterie am Abend vor York vorüberzog und das zweite Bataillon des Leib-Regimentes herankam, fragte der eiserne York: Ist das das zweite Bataillon vom Leib-Regiment? Ja! rief ein Soldat vom rechten Flügel.

Da entblößte der General mit seiner ganzen Begleitung das Haupt und blieb unbedeckt, bis der letzte Zug vorüber war,

indem er mit erhobener Stimme sagte: Das ist das brave Bataillon, vor dem die ganze Welt Respect haben muß. Zu den schlesischen Landwehr-Bataillonen aber sprach er: Ihr habt Euch wie alte Grenadier-Bataillons geschlagen, nun hat die schlesische Landwehr auch das große Examen mit allen Ehren bestanden!

Der alte Blücher aber sagte von York: Der Schwerenöther hat es wieder am allerbesten von Allen gemacht!

Die zweiten Leib- und die mecklenburgischen Husaren hatten die Reiterei des Generals Beaumont total geschlagen und eine ganze Batterie erobert.

Der achtzehnjährige Freiwillige Alban aus Neu-Brandenburg hieb bei dieser Gelegenheit einen feindlichen Oberst-Lieutenant vom Pferde und nahm den ihn mit ingrimmiger Verwunderung betrachtenden Officier gefangen.

Dem Artillerie-Lieutenant Stern, der sich bei allen Gelegenheiten auf das rühmlichste auszeichnete, einem neunzehnjährigen, kleinen und zart gebauten Officier, von großer Energie, ergaben sich zwei schnurrbärtige, alte Ordonnanz-Officiere des Generals Bertrand, von denen einer jedoch ihm wieder entwischte. Als Andenken blieb ihm der Degen desselben.

Eine den Geist unserer Truppen bezeichnende Scene *) fiel in Wartenburg vor, wo sich die Franzosen auf dem Kirchhofe lange vertheidigten. Sie wurden endlich von unserer Landwehr vertrieben. Der Pastor sah, wie die Wehrmänner in die Kirche eindrangen. Besorgt, daß sie geplündert werden könnte, eilt er zum commandirenden Officier, dem Prinzen von Mecklenburg, der ihm sogleich dahin folgt. Sie treten ein und finden — unsere siegreichen Krieger auf den Knieen im Dankgebete zu dem Allmächtigen für den errungenen Sieg.

Ein feierliches: „Nun danket alle Gott!" wird von unseren Landwehrmännern angestimmt. Inbrünstiger stieg es wohl niemals empor zum Herrn der Heerschaaren.

Die Stimmung unserer Generale und Führer zeige ich Ihnen in einem zweiten Vorfalle an demselben Tage.

---

*) Dr. Förster's Geschichte der Befreiungskriege.

Blücher hatte sein Hauptquartier im Schlosse von Wartenburg aufgeschlagen. Sein Generalstab war froh und munter bei der Abendtafel um ihn versammelt. Da erhebt sich ernst der greise Feldherr und spricht die herzlichsten Worte der Anerkennung dem braven Heere aus, wendet sich am Schlusse zum Sohne des verklärten Generals Scharnhorst, der als Lieutenant im Generalstabe gegenwärtig war, ergreift dessen Hand und sagt mit tief bewegter, aber starker Stimme: „Blicke herab, verklärter Geist unseres Scharnhorst, und höre, wie wir Alle in die Hand Deines Sohnes geloben, Dir nachzustreben in Wort und That, bis daß wir das deutsche Vaterland von den Unterdrückern befreit und den preußischen Namen wieder zu Ehren gebracht haben." —

Und den alten und den jungen Kriegern rollten die Thränen über die Wangen, und sie erneuerten im innersten Herzen den Schwur, den Gott gehört, „das Vaterland zu befreien oder zu sterben!"

Sie haben den heiligen Eid gehalten.

Der Sieg bei Wartenburg zwang Napoleon, Dresden zu verlassen, er verlegte am 14. October sein Hauptquartier nach Leipzig. An demselben Tage erschienen die Verbündeten in der Umgegend der Stadt und eröffneten den Kampf durch das Reitergefecht bei Liebertwolkwitz.

Murat, der König von Neapel, an der Spitze von 60 Schwadronen, hatte auf einer sanft abfallenden Anhöhe Stellung genommen und zählte vorzüglich auf 4000 alte erprobte Dragoner, welche der General Milhaud ihm auf Befehl Napoleon's aus Spanien zugeführt hatte.

Ihm gegenüber hielt in gleicher Stärke der russische General Pahlen, in erster Linie die schlesischen, ostpreußischen und brandenburgischen Cuirassiere, die neumärkischen Dragoner und die schlesischen Ulanen.

Zwölf Tausend Mann Cavallerie stießen hier im blutigen Handgemenge auf einander, die Erde erzitterte von dem gewaltigen Anprall. Rasch hinter einander wiederholten sich die Attaquen, oft hielten die beiden Linien, um die Rosse verschnaufen zu lassen, so nahe einander gegenüber, daß man das Weiße im Auge des Feindes sehen konnte. Dann folgte ein neuer Choc mit immer steigender Kampfwuth.

Als die französische Reiterei geworfen wurde, war Murat einer der Letzten in den zurücksprengenden Reihen. Der Lieutenant Guido v. Lippe des neumärkischen Dragoner-Regiments erkannte ihn an seiner abenteuerlichen Kleidung und verfolgte ihn mit einigen Dragonern im vollsten Rennen der Pferde, fast hatte er ihn erreicht, schon rief er ihm zu: „Halt, König!" als er, da die Dragoner seinem pfeilschnell dahin fliegenden Rosse nicht hatten folgen können, ganz allein in Mitten der Feinde, von Murat's Stallmeister vom Pferde gestochen wurde.

Am 15. October rückten die beiderseitigen Heere in ihre Schlachtlinien ein. Der russische General Benningsen kam in Eilmärschen, der Kronprinz von Schweden sehr langsam heran.

Am 16. October 1813, Morgens 8 Uhr, begann die Völkerschlacht bei Leipzig.

Der gewaltige Kampf bestand aus vier abgesonderten Schlachten und Gefechten, bei Wachau, Connewitz, Lindenau und Möckern, bei ersterem Orte und bei Möckern war er am blutigsten, bei letzterem allein siegreich.

Hier kämpfte Blücher selbstständig und das York'sche Corps errang sich im furchtbarsten Kampfe unverwelkliche Lorbern. Bei den ersten drei Orten leitete Schwarzenberg die Schlacht und erwarb sich keinen Ruhm, trotz der glänzendsten Tapferkeit der Truppen. Ich werde bei dem Generalissimus beginnen.

Acht und vierzig Geschütze der Verbündeten sandten den Franzosen ihren verheerenden Morgengruß; Napoleon beantwortete ihn mit hundert Feuerschlünden von den Höhen von Wachau, vor denen unsere Artillerie bald verstummen mußte.

Dessen ungeachtet erstürmten das erste und das Füsilier-Bataillon des sechsten Reserve-Regiments (jetzt Nr. 18) das Dorf, um dessen Besitz sich nun ein Kampf entspann, welcher fünf Stunden dauerte. Von beiden Seiten rückten fortwährend frische Truppen ins Gefecht, und zuletzt spieen mehr als tausend Feuerschlünde Tod und Verderben auf einander.

Die Erde zitterte fortwährend unter dem nie nachlassenden Kanonendonner, bei welchem die einzelnen Schüsse nicht mehr zu unterscheiden waren.

Gleichzeitig griffen das zweite Bataillon des genannten sechsten Reserve-Regimentes unter dem Oberst-Lieutenant v. Löbell und das zweite Bataillon des eilften Reserve-Regiments (jetzt Nr. 23) unter dem Hauptmann v. Blacha das Dörfchen Markleeberg an und eröffneten hier den Kampf. Zwischen 8 und 9 Uhr klärte sich das bisher trübe und regnerische Wetter etwas auf. Man unterschied deutlich das Aufblitzen der einzelnen Kanonenschüsse, glaubte ein ewig züngelndes Feuermeer zu sehen und hörte ein ununterbrochenes Donnergerolle. Die ältesten Officiere hatten ein solches Kanonenfeuer noch nie erlebt. Die alten Soldaten nannten es ein wahres Höllenfeuer des französischen Satans.

Markleeberg wurde von unseren braven Bataillonen genommen und der Feind bis in das dahinterliegende Eichenwäldchen getrieben. Aber von dort aus erneuerte er seine Angriffe mit immer größeren Massen. Auch uns kamen frische Truppen zu Hülfe, so daß um 4 Uhr Nachmittags der hartnäckige Kampf um den Besitz des Dorfes fortwüthete, bis es endlich in unseren Händen blieb.

Als der General Kleist am anderen Morgen den Oberst-Lieutenant v. Löbell erblickte, sagte er zu ihm in Beziehung auf Markleeberg, welches vier Mal gestürmt wurde:

Gestern, mein alter Freund, sind wir die Einzigen gewesen, die ihren Platz behauptet haben. Er wußte noch nichts von Möckern.

Anders gestaltete sich der Kampf bei Wachau. Dort hatte das erste Bataillon des sechsten Reserve-Regiments bei der heldenmüthigen Vertheidigung des Dorfes seine sämmtlichen Officiere verloren und der Feldwebel Leßmann commandirte die noch übrigen 70 Mann, den Rest von 660, die am Morgen ins Feuer gegangen waren. Ebenso hatte das Füsilier-Bataillon einen entsetzlichen Verlust erlitten.

Die neunte Brigade war herbeigeeilt, hatte das Gefecht wieder hergestellt, und der Besitz von Wachau schien gesichert.

Aber es kam anders.

Nachdem Napoleon die Linie von Wachau und Liebertwolkwitz durch zwei Divisionen der jungen Garde und mit der Reserve unter Augereau, die Geschützmasse aber bis auf 150 Feuerschlünde

verstärkt hatte, stürzt König Murat sich plötzlich mit 8000 Reitern in zwei Linien auf unser Centrum und durchbricht es bei Güldengossa.

Die russische Garde-Reiterei wird zurückgeworfen, die russischen Batterieen schweigen eine nach der andern, die Schlacht scheint für uns verloren, und Napoleon läßt den Sieg in Leipzig mit allen Glocken verkünden.

Da fliegt in vollem Jagen die russische Garde-Artillerie herbei und überschüttet die französischen Cuirassiere mit einem fürchterlichen Kartätschenhagel. Die Leib-Kosaken des Kaisers Alexander, der mit unserem Könige ruhig auf der Anhöhe hält, unsere neumärkischen Dragoner und schlesischen Cuirassiere werfen sich der feindlichen Cavallerie entgegen und bringen sie zum Stehen. Güldengossa wird vom tapfern siebenten Reserve-Regiment (jetzt Nr. 19) und dem ersten und Füsilier-Bataillon des zweiten ostpreußischen Infanterie-Regiments unerschütterlich behauptet.

Unterdessen rückten die preußischen und russischen Fußgarden heran, und Murat mußte sich zurückziehen. Der blutige, entsetzliche Kampf war ohne Entscheidung geblieben und es herrschte Mißstimmung unter den Generalen, weil viele Mißgriffe geschehen waren.

Bei Connewitz und Lindenau hatten die Oesterreicher auch keine Lorbern gepflückt und der commandirende General Graf Merveldt war gefangen genommen worden.

Kaiser Alexander hatte die Anordnungen Schwarzenberg's des dispositions sans rime ni raison, genannt. Den Sieg bei Möckern, den Blücher unabhängig von Schwarzenberg errungen hatte, kannte man noch nicht, und man sprach von einem Kriegsrathe, der am anderen Morgen auf der Höhe von Güldengossa gehalten werden sollte, um über einen vielleicht nöthigen Rückzug zu deliberiren. Jedenfalls sollte der Kampf am 17. nicht erneuert werden, man wollte die Ankunft des Generals Benningsen mit dem russischen Reserveheere, so wie die des Nordheeres unter dem Kronprinzen von Schweden abwarten und vorzüglich erst Nachrichten vom alten Blücher erhalten. Der Kaiser Alexander und unser König hatten Recht. Blücher war der Held, welcher

die Lage beherrschen konnte, nicht der unter dem diplomatischen Oberbefehle des Fürsten Metternich stehende Generalissimus Schwarzenberg.

Wir kommen nun zur Beschreibung des Kampfes, in welchem sich des preußischen Heeres Kraft im höchsten Glanze, in unerschütterlichster Ausdauer und Standhaftigkeit gezeigt hat. — Es ist die Schlacht bei Möckern! — Blücher, welcher wußte, daß er auf die Unterstützung des Kronprinzen von Schweden nicht rechnen durfte, begann mit seinem schlesischen Heere gegen Mittag den Angriff allein. Ihm gegenüber stand der Marschall Marmont zwischen Eutritsch und Möckern mit drei Divisionen. Die Breitenfelder Ebene lag vor ihnen, die Anhöhen waren mit großen Geschützmassen besetzt. Der Feind wurde aus den Dörfern Stahmeln, Wahren und Lindenthal vertrieben, und mit klingendem Spiele und der festen Zuversicht zum Siege griffen die brandenburgischen Linien-Regimenter unter Major Hiller nunmehr seine Hauptstellung bei Möckern an.

Vier Mal wurde das Dorf von dem brandenburgischen Infanterie-Regimente, dem zwölften Reserve-Regimente (jetzt Nr. 24), den schlesischen Landwehr-Bataillonen Wedel, Rekowsky und Thiele, dem Füsilier-Bataillon des zweiten ostpreußischen Infanterie-Regimentes unter dem Major v. Klüx und dem westpreußischen Grenadier-Bataillon erstürmt, und jedes Mal mußte es unter ungeheuren Verlusten wieder verlassen werden.

Die Majore von Wedel und Rekowsky decken mit ihren Bataillonen den Rückzug und fallen beide als Opfer ihres Heldenmuths.

Beim fünften Sturme erobert das erste ostpreußische Infanterie-Regiment unter der persönlichen Führung des Brigade-Generals Prinzen Karl von Mecklenburg den nördlichen Theil des Dorfes. Der Prinz greift sofort die jenseitigen Höhen an, wird schwer blessirt und muß zurückgebracht werden.

Oberst v. Lobenthal setzt den Angriff fort; das erste Bataillon verliert alle seine Officiere und der Feldwebel Mertens führt die von Kampfwuth entbrannten Ostpreußen tief hinein in das blutigste Handgemenge. Sie geben keinen Pardon mehr und schlagen Alles mit den Kolben nieder. Die Anhöhe wird erobert, zwei Kanonen

werden genommen. Da greifen zwei feindliche Schlachthaufen das preiswürdige Regiment plötzlich in seiner linken Flanke und fast schon im Rücken an, drei andere Bataillone der jungen Garde bedrohen seine Front, es muß den Rückzug nach Möckern antreten. Er wurde mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit vollführt und der Feind folgte nur langsam.

Der Heldenmuth und die ruhige Haltung unserer festen Ostpreußen hatten ihn eingeschüchtert; das glorreiche erste Regiment aber war halb vernichtet.

Die Franzosen hielten fortwährend den südlichen Theil von Möckern. Jedes Gehöft, jedes Haus mußte einzeln genommen werden.

Unsere Soldaten, meist ihrer Officiere beraubt, welche todt oder verwundet waren, griffen in einzelnen Trupps, Grenadiere, freiwillige Jäger, Musketiere, Füsiliere und Landwehrmänner in buntem Gemisch, die Häuser und Höfe an. Wer den Beruf dazu in sich spürte, warf sich zum Führer auf.

Jeder Feind, den man fand, wurde ohne Schonung niedergestoßen.

Schlagt sie todt, riefen die Ostpreußen, sie haben uns die Arbeit schwer genug gemacht!

Das entsetzliche Bludbad dauerte fort, die Entscheidung blieb aus.

In dieser bedenklichen Lage zieht York seine letzte Reserve, die Brigade Steinmetz heran.

Zwei Bataillone dringen in Möckern vor, die anderen ersteigen die daneben liegenden Anhöhen.

Daß erste Reserve-Regiment (jetzt Nr. 13) gerieth in ein fürchterliches Feuer. Der Major Gädicke und ein großer Theil der Officiere fielen unter dem feindlichen Kartätschenhagel. Der Oberst v. Steinmetz eilte herbei und ließ mit dem Bayonnet angreifen; auch er sank verwundet vom Pferde und mußte das Commando dem Obersten Losthin überlassen.

Dieser führt die ostpreußischen und schlesischen Grenadiere mit dem fünften schlesischen Landwehr-Regimente zum erneuerten Sturme vor. Aber das feindliche Geschütz wüthet fort, rottenweise sinken unsere Soldaten. Die Majore v. Malzahn, v. Leslie

und Kosecky verlieren das Leben, der Major Neumann, eine große Anzahl Officiere und der Oberst Losthin selbst stürzen verwundet zu Boden, es wankt die Schlacht und der furchtbare Augenblick der Niederlage naht heran. Hier ist nur noch die Wahl zwischen Sieg und Tod!

Der Major Ferdinand v. Krosigk und sein edler Freund und Adjutant, der Rechtsgelehrte Honig, der Rittmeister Friedrich Eckardt, früher Justizrath in Berlin, nun Führer einer freiwilligen Jäger-Schwadron, ermahnen in feurigen Worten ihre Leute zur Ausdauer und letzten entscheidenden Anstrengung. Unter Anrufung des Herrn der Heerscharen weihen sie sich feierlich dem Tode. York ertheilt allen Truppen den Befehl zum Vorrücken.

Die siebente und achte Brigade dringen im Sturmschritt die Höhen hinan. Sieg oder Tod! Hoch lebe der König! Vorwärts mit Gott für das Vaterland! ist der donnernde Ruf, der aus den Reihen der verschiedenen Regimenter erschallt, die alle von der höchsten Begeisterung ergriffen sind.

Das ganze Corps eilt zum Bayonnet-Angriff. Jeder ist entschlossen, mit seinem Leben den Sieg zu erkaufen. So der Major v. Krosigk und sein Adjutant Honig an der Spitze des brandenburgischen Füsilier-Bataillons.

Muthig sprengen beide auf das feindliche Viereck an, werfen die Flügelrotten nieder und bahnen dem nachstürmenden Bataillon den Weg in das Carré. Von Schuß und Bayonnet zugleich durchbohrt, sinkt Krosigk, von einer Kugel getroffen sein treuer Adjutant und Freund vom Pferde, und über beide hinweg stürzen die wüthenden Füsiliere zur blutigsten Rache. Sterbend ruft der heldenmüthige Major ihnen noch zu: „Vorwärts! laßt mich liegen und thut Eure Schuldigkeit!" Am Morgen war er mit 940 Mann ins Feuer gegangen, am Abend waren vom Bataillon kaum 100 Mann übrig, und Krosigk's Leiche saß, an eine Eiche gelehnt, auf der eroberten Anhöhe, das Angesicht dem Feinde zugekehrt.

Der Feind leistete einen verzweifelten Widerstand. Die Kräfte waren gegenseitig auf das äußerste erschöpft, so daß es nur noch

eines Stoßes bedurfte, um nach der einen oder der anderen Seite hin den Sieg zu entscheiden. Da schlug eine preußische Granate in einen französischen Munitionswagen und er flog mit noch drei anderen in die Luft. Marmont wurde hierbei schwer verwundet, es entstand Verwirrung unter den Franzosen.

Jetzt sprengt York an den Major v. Sohr heran, der mit drei Schwadronen brandenburgischer Husaren, kaum 200 Pferde stark, in seiner Nähe hält und ruft ihm zu:

Attaquiren! Attaquiren! wenn jetzt die Cavallerie nicht etwas thut, ist Alles verloren, jetzt ist es Zeit!

Trompeter, Trab! befiehlt Sohr; das Signal erschallt und er bricht mit seinem schwachen Häuflein in die Infanterie ein. In richtiger Erkenntniß des günstigen Augenblicks werfen sich auf den anderen Puncten, ohne dazu Befehl zu haben, der Oberst-Lieutenant v. Warburg mit den mecklenburgischen Husaren, die Obersten von Jürgas, Katzler und Graf Henckel v. Donnersmark mit den westpreußischen und litthauischen Dragonern, den brandenburgischen Ulanen und dem fünften schlesischen Landwehr-Cavallerie-Regiment auf den Feind. Das Leib-Husaren- und das ostpreußische National-Cavallerie-Regiment folgen dem allgemeinen Choc, der wie ein Orkan losbricht.

An der Spitze des brandenburgischen Husaren-Regiments zersprengt die freiwillige Jäger-Schwadron unter ihrem braven Rittmeister Friedrich Eckardt zwei Vierecke.

Auch er besiegelt seine feurige Mahnung zur Ausdauer und letzten Anstrengung aller Kräfte mit dem Tode für das Vaterland.

Die mecklenburgischen Husaren und das litthauische Dragoner-Regiment hieben Napoleon's Marine-Garde nieder. Die Unterofficiere Benzien und Reinhold brachen die ersten in ihr Carré ein. Der Husar Timm eroberte den Adler, den einzigen der alten Kaiser-Garde, welcher in diesem Feldzuge genommen wurde. Mit dem Säbel in der Faust hatte ihn der brave Timm dem Fahnenträger abgerungen. — Jettez les armes, riefen unsere Officiere den Franzosen zu, rendez vous! —

Unsere braven Reiter verstanden kein Französisch und schrieen: Wat, Jettken in Arm, wat, Randewu, haut zu! Die Schlacht

wurde durch diesen Angriff unserer Cavallerie, welche von allen Seiten her in den Feind einbrach und ihn unabläßig vor sich hertrieb, gewonnen und die Franzosen mußten uns das Schlachtfeld überlassen.

Unsere Cavallerie-Obersten hatten durch ihre rechtzeitigen Angriffe auf eigene Faust den Sieg herbeigeführt.

Für den alten Blücher war dies eine besondere Herzensfreude.

Sohr hatte einen Schuß durch den rechten Arm erhalten. Ihnen allein habe ich den heutigen Sieg zu verdanken, sagte ihm York, als jener sich verwundet meldete. Ich werde es Ihnen und Ihrem Regimente niemals vergessen. Den litthauischen Dragonern aber rief der General zu: Ihr gehört unter die Sterne am Himmel!

Kiek den Kukuk! sagte der Husar Timm zum alten Blücher, dem er am Abend seine Beute in das Hauptquartier brachte.

Am anderen Tage sandte Blücher den Adler durch den Husaren in Begleitung des Obersten v. Goltz zum Kaiser Alexander.

Als der brave Timm sah, wie seine Beute bei dem Monarchen und allen anwesenden Generalen von Hand zu Hand ging, meinte er:

„Nu, as ick den Rabvogel tham gemakt hebbe, da mögt ju em wol up de Fingern huppen laten, gistern ewer härret ju dat wol schallen blieven laten, met em to speelen.“ — *)

Der tapfere Husar wurde mit preußischen und russischen Orden belohnt.

Gibt es wohl, sagte der Commandeur der achten Brigade in seinem Schlachtberichte, schönere Handlungen der Unerschrockenheit und Aufopferung, als die des Lieutenants v. Sellin, der mit dem Lieutenant v. Favrat und sieben Soldaten des brandenburgischen Regiments sich in ein mit Ordnung zurückgehendes feindliches Carré hineinkämpft und sich eine bespannte Kanone herausholt? — eines Lieutenants v. Eberhardt, der, während

*) Dr. Fr. Förster's Geschichtswerke.

des Bayonnet-Angriffs von einer Kugel zu Boden gestreckt, von seinem Bataillon zertreten, noch ehe solches den Feind erreicht, keuchend, mit einer bedeutenden Kopfwunde wieder vor demselben erscheint und ausruft: Nein, Cameraden, ich muß auch mit an den Feind! — eines Lieutenants von Arnstädt, der sich mit dem Lieutenant Hübner des schlesischen Landwehr-Bataillons Reichenbach Wort und Hand gab, im nächsten feindlichen Carré die Ersten zu sein und es auch wirklich waren? — So weit der Bericht.

Aus dem Gange der Schlacht aber sehen wir, daß nicht die größere Kriegskunst unserer Generale, sondern ihre eiserne Entschlossenheit und der Heldenmuth und die Ausdauer unserer Officiere aller Grade und unserer Soldaten aller Waffen diesen, von der französischen Bravour uns auf das äußerste streitig gemachten Sieg errungen haben.

Fast sämmtliche Generale und Brigade-Commandeurs, 15 Stabs- und 172 andere Officiere nebst 7000 Soldaten waren todt oder verwundet, etwa die Hälfte des Corps war noch kampffähig. Das ist die mörderische Schlacht bei Möckern.

Der 17. war ein Sonntag und außer einem kleinen Reitergefechte Ruhe auf der ganzen Schlachtlinie.

Als Nachmittags 3 Uhr die Monarchen, Fürst Schwarzenberg und die anderen commandirenden Generale auf der Höhe von Güldengossa versammelt waren, um den erwähnten ominösen Kriegsrath zu halten, kam der Oberst v. Goltz mit dem Husaren Timm angejagt und meldete den Sieg von Möckern.

Nun wurde natürlich sogleich beschlossen, am kommenden Morgen die Schlacht zu erneuern. Blücher's Sieg brachte also hier die Entscheidung, ohne denselben hätten wir wahrscheinlich einen zweiten Rückzug von Dresden erlebt. Der Heldenmuth des York'schen Corps hat uns davor bewahrt.

Der russische General Benningsen und der österreichische General Colloredo sagten die Ankunft ihrer Corps zum bevorstehenden Kampfe zu.

Was die Mitwirkung des Nordheeres anbetrifft, so begab sich Blücher auf die Einladung des Kronprinzen von Schweden in

dessen Hauptquartier nach Breitenfeld, und traf dort in Begleitung des Prinzen Wilhelm*), Bruder unseres Königs, am 18. October, früh 6 Uhr, ein.

Die Zumuthungen, welche Karl Johann bei dieser Zusammenkunft dem alten Blücher stellte, seine Absicht, in der bevorstehenden Schlacht so wenig als möglich mit zu kämpfen, welche unser Held klar durchschaute, machten diesen zuletzt so unwillig, daß, als um 7 Uhr bereits Kanonendonner herüberschallte, der preußische Marschall Vorwärts dem schwedischen Prinzen Rückwärts einen Abschiedsgruß zurief, den ich hier nicht aussprechen kann. — Er schwang sich mit dem Prinzen Wilhelm auf's Pferd und beide eilten spornstreichs zurück auf das Schlachtfeld.

Ein Adjutant hatte sich schnell mit dem Dennewitzer Helden, welcher unter dem Oberbefehl des Kronprinzen von Schweden stand, besprochen und die Antwort erhalten: Wo es das Wohl des Vaterlandes gilt, wird Bülow nicht fehlen, und der General Winzingerode kommt mit mir.

Wir werden später sehen, daß Beide Wort hielten, aber wir sehen auch, mit welchen ganz absonderlichen Schwierigkeiten unsere braven Generale zu kämpfen hatten.

Um 7 Uhr griffen die Alliirten von sechs Seiten zugleich an. Das York'sche Corps stand heute in der Reserve.

Wie bisher, werde ich auch jetzt nur von den Heldenthaten unserer preußischen Truppen in der Völkerschlacht von Leipzig sprechen, schicke aber ausdrücklich voraus, daß dies nur deßhalb geschieht, weil der Zweck dieser Vorträge es erfordert. Die über alles Lob erhabene Tapferkeit unserer treuen Verbündeten erkennen wir auf das vollständigste an, wir wollen ihre Verdienste nicht schmälern, indem wir derselben nur in Kürze erwähnen; wir rufen ihren Truppen noch heute kurz, aber aus vollstem Herzen zu:

Ihr waret uns treue, feste, brave Cameraden!

---

*) Derselbe, welcher in den dreißiger Jahren hier General-Gouverneur war.

Der Angriff begann mit dem Sturme auf Probstheide, dem Schlüsselpuncte der feindlichen Stellung, welchen Napoleon in Person mit seinen besten Truppen vertheidigte.

Schwarzenberg griff den Stier bei den Hörnern an. Drei Mal stürmten unsere drei Brigaden unter Kleist und die Russen unter Wittgenstein das Dorf, und drei Mal mußte es wieder aufgegeben werden. Hier wetteiferten Preußen, Russen und die Feinde um den blutigen Preis der höchsten Tapferkeit.

Ueber 400 Geschütze spieen Tod und Verderben auf den engen Raum, den 300 preußische Officiere, todt oder verwundet, bedeckten.

Das Dorf gerieth in Brand. Manchem Mitkämpfer gellt gewiß noch heute das gräßliche Jammergeschrei, der herzzerreißende Hülferuf der Verwundeten in die Ohren, welche Freund und Feind in die Häuser getragen hatten und die dort nun in den Flammen umkamen.

Unerschütterlich behaupten die Franzosen den Ort.

Dennoch stürmt die zwölfte Brigade unter dem Prinzen August, der sie mit hochherziger Todesverachtung von Neuem ins Feuer führt, zum vierten Male Probstheide, und neben der imposanten Männergestalt des preußischen Prinzen schreitet der Tambour Carl Hoffman vom ersten Bataillon des zweiten schlesischen Infanterie-Regiments, ein kleiner, winziger Bursche, einher und schlägt unaufhörlich den Sturmmarsch, den daneben marschirenden Soldaten aber, den Tact mit dem pausirenden Trommelstock keck auf Arme und Schulter. Er wurde später Unterofficier, Feldwebel und Officier und zeigte sich in jeder Stellung gleich tüchtig. Ein ergrimmter, entsetzlicher Kampf mit der blanken Waffe beginnt. Leichen häufen sich auf Leichen.

Das zweite westpreußische Infanterie-Regiment und das neunte schlesische Landwehr-Regiment, welches unser König nach der Schlacht dem Kaiser Alexander wegen seiner ausgezeichneten Bravour vorstellte, dringen bis zu den rothen Häusern, der Mitte des Dorfes, vor.

Hier befiehlt der General Kleist dem zweiten westpreußischen Füsilier-Bataillon unter dem Major v. Hundt, die Gewehre

zusammen zu setzen, um die noch lebenden Verwundeten aus den Flammen zu retten.

Du Nollendorfer Held! Dein schönster Sieg ehrt Dich nicht höher, als diese That! Der Major v. Hundt erhielt 1814 bei Montsaigle vor Paris einen Schuß durch die Brust, ließ sich noch ein Mal aufrichten, um die pariser Thürme zu sehen, und starb mit den Worten: Nun kann ein Preußenherz ruhig schlafen gehen.

Die eilfte Brigade unter dem General Zieten hatte unter der Zeit die Dörfer Zuckelhausen und Holzhausen erobert und den Feind auf Stötteritz zurück getrieben. Zuckelhausen wurde von dem ersten schlesischen Infanterie-Regimente (jetzt erstes schlesisches Grenadier-Regiment Nr. 10) mit dem Bayonnet genommen. Am Abend machte das Füsilier-Bataillon mit den Tirailleurs des zehnten Reserve-Regiments einen Angriff auf Probstheide und drang bis zur Mitte des Dorfes vor. Der Hauptmann von Sponheim fand dabei den Heldentod.

Das Dorf Schönfeld ließ Blücher durch die Russen angreifen. Es gibt uns ein Schlachtenbild, so voller Kriegsgräuel aller Art, daß ich ganz kurz sagen werde: Der Rauch der schwelenden Häuser und der Pulverdampf hatten aus dem Tage dunkle Nacht gemacht, in welcher sich Franzosen und Russen, beide in der höchsten Wuth, nicht wie Soldaten bekämpften, sondern wie wilde Thiere einander zerrissen.

1500 Feuerschlünde donnerten auf dem weiten Schlachtfelde, auf welchem über eine halbe Million Krieger sich gegenüber standen.

Gegen Mittag erstieg das Bülow'sche Corps die Anhöhen jenseits Taucha und drang im Sturmschritt auf Paunsdorf vor, wo so eben die Sachsen und die würtembergische Reiterei zu den Verbündeten übergegangen waren.

So weit hatten die deutschen Fürsten des Rheinbundes, deren Richtschnur ganz allein ihr dynastisches Interesse war, es kommen lassen, daß ihre braven Truppen, welche ihnen den Beweis der unerschütterlichsten Treue zu jeder Zeit gegeben hatten, nun, mit ihren Generalen und Officieren vor dem ferneren Kampfe gegen ihre deutschen Brüder mit Abscheu zurück bebend, in offener

Feldschlacht von ihren verblendeten, undeutschen Fürsten abfielen und ihres Landes Fahnen hinüber trugen zu den Befreiern der großen Mutter Germania. Bei Großbeeren, bei Dennewitz, bei Wartenburg hatte die strenge Kriegerehre sie noch zurück halten können, bei Leipzig vermochte sie es nicht mehr, das deutsche Herz trug den Sieg davon. Möge der 18. October 1813 bei allen deutschen Fürsten und Stämmen stets unvergessen bleiben, eine hell leuchtende Fackel in dunkler Zeit, ein Donnerruf der Mahnung zur deutschen Einigkeit! Noch ist sie nicht erzielt, ein zweiter Rheinbund jedoch ist bereits unmöglich geworden. Zu einem solchen Werke bietet kein deutscher Fürst mehr die Hand.

Wie aber die deutschen Rheinbundstruppen von den Franzosen vorzugsweise als Kanonenfutter ge- und verbraucht wurden, so war auch ihre Behandlung außerdem empörend.

Als das Regiment der Herzoge von Sachsen unter dem weimar'schen Obersten v. Egloffstein im Januar 1810 bei Mannheim über den Rhein ging, um nach Spanien zu marschiren, wurden am linken Ufer das Gepäck der Officiere und die Tornister der Soldaten nach Contrebande von den französischen Douanen durchsucht und der Rauchtabak, von denen sich manche Paquete im Regimente vorfanden, auf das rücksichtsloseste weggenommen. Während des ganzen Marsches durch Frankreich war ihre Aufnahme bei den französischen Wirthen leider durchaus keine lobenswerthe und die deutschen Truppen entbehrten sogar oft der Feuerung. Doch zurück zur Schlacht.

Paunsdorf wurde durch das vierte Reserve-Regiment (jetzt Nr. 16) unter dem Major v. Polczinski genommen, der Feind von der Cavallerie des Generals Winzingerode bis Stünz und Sellershausen zurück geworfen, und beide Dörfer von dem dritten ostpreußischen Landwehr-Regimente unter dem Major Friccius und dem neunten Reserve-Regimente unter dem Major v. Reckow nach heißem Kampfe erobert.

Dem Landwehrmann Puzzier vom zweiten Bataillon, aus Tramstrow bei Anklam gebürtig, hatte eine Granate beide Füße zerschmettert. Er lag in einem Chausseegraben und wurde dort gegen Abend vom Brigade-Prediger Sp. gefunden und getröstet.

Herr Prediger, haben wir gesiegt? fragte Puzzier. — Ja, mein Sohn. — Nun, dann will ich gerne sterben! Gottlob! das Vaterland ist frei. Der Landwehrmann zog die Mütze mit dem Landwehrkreuze über die Augen und verschied. Nach der Schlacht bei Möckern, am Abende des 16., fand der damalige Artillerie-Lieutenant Senkler, welcher jetzt als Oberst-Lieutenant a. D. hier in Köln lebt, dicht neben seiner Batterie einen schwer verwundeten ostpreußischen Grenadier und gab ihm die Nachricht von der gewonnenen Schlacht. „Sieg! Sieg! jetzt kann ich ruhig sterben", war die Antwort. Von seines Herzens Qual befreit, erlös'te ein schneller Tod den braven Grenadier von allen Leiden.

Das damalige preußische Volk, im Kampfe für das Vaterland, habe ich Ihnen zeigen wollen, so war es und so wird es immer sein!

Den Beweis geben uns die freudigen Spenden und reichen Gaben, welche uns von den Bewohnern dieser Stadt sowohl, als von auswärts zufließen und es uns möglich machen, das harte Loos unserer alten Soldaten aus den Befreiungskriegen zu erleichtern. Fortwährend erhalten wir kleine und große Liebesopfer für diesen edlen Zweck.

Die hiesige Garnison thut kräftig das Ihrige. Sie gab uns vorgestern in anderer Beziehung abermals ein ehrendes Zeichen ihrer cameradschaftlichen Gesinnung für uns alte Freiheitskämpfer, indem das hier stehende erste rheinische Infanterie-Regiment Nr. 25 einen unserer heimgegangenen Cameraden des Vereines*), der sich vor 47 Jahren beim Regimente das eiserne Kreuz auf dem Schlachtfelde von Ligny errang und bereits vor 40 Jahren in Königlichen Civildienst übergegangen war, mit uns zur letzten, einzig wahren Ruhestätte geleitete.

Liebend habt Ihr uns geboten,
Was die letzte Ehre gibt,
Ja, Ihr ehret uns're Todten,
Die im Leben Ihr geliebt.

---

*) Hargesheimer.

Zwar lebt der beste Dank stets in der eigenen Brust, doch erfüllen wir die Bitten unserer alten Krieger, deren Dank wir ablehnen mußten, weil er nur Ihnen gehört, und sprechen ihn im Namen der Unterstützten hier öffentlich nochmals aus. Wie das ganze preußische Volk und die hochherzigen Frauen und Jungfrauen unserer großen Zeit, welche ihnen das deutsche Vaterland wiedergab, werden Sie gewiß alle uns helfen, das begonnene Werk deutscher Vaterlandsliebe zu vollenden. — Wir kehren zurück zur Schlacht.

Nach der Eroberung der drei Dörfer hielten sich die Franzosen nur noch in Schönfeld, welches endlich von den Russen mit Hülfe zweier schwedischen Batterieen ebenfalls genommen wurde.

Der Sieg vor Leipzig war errungen, zur Vollendung des blutigen Werkes wurde der Sturm auf die Stadt selbst für den 19. beschlossen.

Napoleon ließ den Rückzug am Abend beginnen und während der Nacht fortsetzen. Die Vorbereitungen hatte er bereits am Nachmittage angeordnet. Um ihn zu decken, befahl er dem Marschall Macdonald und dem Fürsten Poniatowski, die Stadt mindestens bis Mittag zu halten.

Unter der Elsterbrücke nach Lindenau zu lagen Pulvernachen, um sie zu sprengen, sobald die letzten Truppen hinüber. Der Marsch der ganzen französischen Armee mußte jenseit der Brücke über den Damm auf Lindenau gehen, und von diesem Dorfe, welches von den Oesterreichern bereits besetzt war, hatte sie Schwarzenberg zurückgezogen.

Der Grund, weßhalb „es geschehen" — wird wohl ein ewiges Räthsel sein und bleiben.

Als nun die Verbündeten am Morgen des 19. October von allen Seiten auf die Stadt losrückten, fanden sie auch die letzten feindlichen Positionen außerhalb derselben verlassen und völlig geräumt.

Die Stadt selbst aber war im Vertheidigungszustande. Der Feind hatte sämmtliche Thore und Zugänge geschlossen und barricadirt, die Mauern und Gebäude nach der Feldseite hin mit Schießscharten versehen, die Gärten und Promenaden, welche

die Stadt umgeben, mit Tirailleurs stark besetzt, kurz, den Verbündeten einen derben Empfang vorbereitet.

Fürst Schwarzenberg dagegen hatte eine Disposition zu einem allgemeinen Sturme nicht erlassen.

Jeder commandirende General griff nach eigenem Ermessen an.

Das York'sche Corps war am Nachmittage des 18. bereits nach Halle detachirt worden, um den Rückzug des Feindes zu erschweren. Unter dem lauten Jubel der Einwohner zog es schon am 19., Morgens 7 Uhr, dort ein.

Blücher ließ vor Leipzig um 9 Uhr den Sturm auf das Halle'sche Thor durch das Corps des russischen Generals Langeron beginnen, welches nach heftigem Kampfe um 1 Uhr Mittags in die Stadt eindrang.

Das Grimma'sche und das Hinterthor oder der sogenannte Schönfelder Schlag wurde durch das Bülow'sche Corps angegriffen, ersteres durch das dritte ostpreußische Infanterie-Regiment und die Landwehr, der Schönfelder Schlag aber von dem ersten pommer'schen Infanterie-Regimente. Der Major Friccius an der Spitze des Königsberger Landwehr-Bataillons eröffnete den Sturm auf das Grimma'sche Thor. Gleich beim Anmarsch tödtete eine Kanonenkugel vier Landwehrmänner, und der General Bülow befahl dem Bataillon, welches einen kurzen Halt machte, um die anderen Bataillone herankommen zu lassen, sich bis dahin nieder zu legen.

Wir bücken uns nicht vor den Kanonenkugeln! antworteten die braven Landwehrmänner, und einige, welche dem Befehle bereits Folge geleistet hatten, sprangen sogleich wieder auf.

Sobald die beiden Bataillone des dritten ostpreußischen Linien-Regiments Müllenheim und Gleißenberg da waren, griff der brave Friccius an, indem er seinem Bataillon zurief: Schonet die Einwohner, aber nicht die Franzosen; wo ihr sie erreichen könnt, schlagt sie nieder!

Das Thor war stark verrammelt und mit Schießlöchern versehen. Zum Erbrechen oder Einschlagen desselben fehlte es an den nöthigen Brechstangen und Aexten. Ein Geschütz war nicht in der Nähe. Die Landwehrmänner standen dicht am Thore

und schlugen mit ihren Kolben die Gewehrläufe der Feinde entzwei, sobald sie durch die Schießlöcher gestreckt wurden.

Dem Major Friccius tödtete ein Schuß das Pferd unter dem Leibe und er verlor viele Leute. Dennoch hält das brave Bataillon unerschütterlich Stand. Friccius ergreift ein Gewehr und stößt eine von seinen Wehrmännern bemerkte schadhafte Mauerstelle dicht am Thorpfosten ein; im Nu helfen hundert Kolben nach und die Bresche ist geöffnet. Mit dem Major zugleich dringt der Landwehrmann Gottlieb Maluga zuerst hindurch und erhält einen Bayonnetstich.

Der Hauptmann Motherbi ruft seiner dritten Compagnie zu: Cameraden! folgt mir! und fällt von einer Kugel in den Kopf getroffen.

Ueber den Leichnam des geliebten Führers hinweg geht der Sturmmarsch seiner in Wuth gesetzten Leute.

Die zweite Compagnie dringt ebenfalls hindurch, und unaufhaltsam stürzen Alle vorwärts nach dem Roßplatz.

Unterdessen waren die Bataillone Müllenheim und Gleißenberg ebenfalls in die Stadt gedrungen und griffen in den Kampf ein, den die Franzosen, ermuthigt durch erhaltene Verstärkungen, hartnäckig fortsetzten.

Beide Bataillons-Commandeure werden tödtlich verwundet, im mörderischen Handgemenge fallen die Hauptleute Drigalski und Brause, der Feldwebel Monecke sticht einen Fahnenträger nieder und erobert die Fahne; immer weiter dringt das dritte ostpreußische Infanterie-Regiment vor und reinigt diesen Stadttheil vom Feinde.

Das Hinterthor oder der Schönfelder Schlag wurde nebst den daran stoßenden Gärten bis zum Grimma'schen Thore von dem ersten pommer'schen Infanterie-Regimente, dem Grenadier-Bataillon und dem zweiten Reserve-Regimente (jetzt Nr. 14) angegriffen.

Nach langem und heißem Kampfe drangen unsere Truppen auch hier ein, trieben die Feinde bis zum Rannstädter Thore vor sich her und verfolgten sie bis zur Funkenburg, wo die gesprengte Elsterbrücke ihre weiteren Fortschritte hemmte.

Die Lieutenants v. Hohendorf und Sommerfeld nahmen mit 30 Füsilieren und 20 freiwilligen Jägern des pommer'schen Infanterie-Regiments ihren Weg unter Führung mehrerer leipziger Bürger zum Hause des französischen Commandanten.

Hier überreichte ihnen letzterer, General Bertrand, seinen Degen und erkärte sich, wie die anwesenden sieben französischen Generale, mehrere Hundert Stabs- und Subaltern-Officiere und Soldaten, für Kriegsgefangene.

Das erste Bataillon des genannten Regiments hatte das Holzthor erobert.

Der Lieutenant Rehbein, die freiwilligen Jäger Gauer und Hohbusch, so wie die Musketiere Beschmann und Petzlow waren zuerst in die Stadt gedrungen.

Das Bataillon rückte unter dem heftigsten Feuer aus den Häusern durch die Straßen der Vorstadt bis zum Halle'schen Thore vor, wobei der Hauptmann v. Buntsch erschossen wurde. Der Major v. Linsingen fand an der Spitze des zweiten Bataillons, bei dem Angriff auf die Gärten der Grimma'schen Vorstadt, den Tod für König und Vaterland.

Mit um so größerer Heftigkeit drang sein braves Bataillon vor, warf den Feind über den Haufen und machte so viele Gefangene, daß es vollauf zu thun hatte, diese zu entwaffnen und zurück zu bringen.

Der General Reynier ergab sich dem freiwilligen Jäger Keschke und dem Musketier Finger.

Ueberall war jetzt der Feind aus Leipzig vertrieben. Das dreitägige blutige Schlachtgetümmel war, vom herrlichsten Siege gekrönt, beendet. Auf dem Schlachtfelde selbst sanken die Monarchen, die Feldherren, das ganze Heer der Verbündeten auf die Kniee und dankten dem allmächtigen Gott für den Sieg, den Er uns gegeben.

Deutschland war vom Joche befreit, der preußische Name vollständig wieder zu Ehren gebracht!

Da ward der alte Blücher ein Feldmarschall.

O, meine alten Kampfgenossen! die Ihr gefallen seid für die Befreiung des heiß geliebten Vaterlandes, und Ihr, die Ihr

später hinüber gegangen zu unseren verklärten Waffenbrüdern, Euch zu Ehren!

Unseren nothleidenden Kriegsgefährten aus jener großen Zeit zum Frommen!

Und der heutigen Generation zur Beherzigung!

hat der Greis es gewagt, hier zu sprechen.

Er hat nur noch wenige Worte hinzuzufügen.

In der Neujahrsnacht zum Jahre 1814 überschritt Blücher bei Caub den Rhein.

Aber noch viel des edelsten Blutes mußte fließen, bis wir am 31. März, heute vor 48 Jahren, in die Hauptstadt des Feindes als Sieger einzogen.

Am 30. Mai wurde der Pariser Friede geschlossen.

Napoleon erhielt die Insel Elba als souverainer Fürst, der Kaisertitel verblieb ihm und Ludwig XVIII. stieg als König von Frankreich auf den Thron seiner Väter.

Nach zwanzigjährigen Kämpfen hofften die Völker auf einen dauerhaften, langen Frieden.

Aber die Bourbons hatten nichts gelernt und nichts vergessen.

Mit 900 Mann seiner alten Garde schiffte sich Napoleon am 26. Februar 1815, Abends 5 Uhr, in Porto Ferrajo auf der Insel Elba ein, landet am 1. März, Abends 5 Uhr, im Meerbusen von Juan bei Cannes in Frankreich, durchzieht das Land wie im Triumphzuge, erreicht Paris am 20. März, Abends 9 Uhr, ohne einen Tropfen Blut vergossen zu haben und besteigt wieder den französischen Kaiserthron; ein Ereigniß, welches einzig in der Weltgeschichte dasteht.

Von Neuem beginnt der Kampf, und abermals ergreift das preußische Volk die Waffen für das bedrohte, deutsche Vaterland.

Am 16. Juni 1815 bei Ligny besiegt, gibt das preußische Heer unter Blücher dem erstaunten Europa den glänzendsten Beweis seines felsenfesten Heldenmuthes, indem es schon zwei Tage nachher, im Vereine mit den zurückgedrängten Engländern, dem Reiche der hundert Tage durch den zerschmetternden Keulenschlag von Belle-Alliance ein Ende macht.

Napoleon wird nach der Insel St. Helena gebracht und stirbt dort.

Durch Königthum und Revolution, wieder Königthum und wieder Revolution, durch die Republik und ihre Schrecken hindurch windet sich das französische Volk, von Parteien zerrissen, endlich bis an die Stufen des gestürzten Kaiserthrones, richtet ihn wieder auf, und Napoleon III. besteigt ihn mit eisernem Fuß.

Als dieser neue Kaiser nun vor mehreren Jahren der deutschen Sympathie für seine Rheingelüste mit der St.-Helena-Medaille an den Puls fühlte, antwortete das deutsche Volk, indem es am 18. October auf seinen Bergen die Siegesfeuer der Leipziger Schlacht wieder anzündete, welche längst erloschen waren.

Mehr als je streben die deutschen Gaue seitdem nach Einigkeit und richten die erwartungsvollen Blicke auf ihre Fürsten. Mögen auch diese der Befreiungskriege eingedenk sein!

Wir gedenken hierbei der unvergeßlichen Antwort, welche unser großer König, Friedrich Wilhelm III., nach dem Befreiungskriege einem alten preußischen Officiere gab, welcher auf Befragen, wie es ihm und seinen Söhnen ginge, erwiedert hatte: Es geht uns gut, meine vier Söhne sind im Kampfe für Ew. Majestät gefallen.

Der tief erschütterte König rief: Nicht für mich! nicht für mich! der Gedanke wäre nicht zu ertragen, für das Vaterland! für das Vaterland!

Hört es, Ihr deutschen Fürsten Alle, was unser schwer geprüfter und immer glorreich bestandener König nach dem Siege, den Sein treues Volk errungen, rief:

Nicht für mich! nicht für mich! für das Vaterland!

Wollt Ihr Euch ewigen Ruhm, des Volkes Segen Euch erwerben, der Ihm in's Grab gefolgt, so schreibt auf Eure Fahnen:

„Für Deutschlands Macht und Ehre!“

Auf Deutschlands Schwert und Schild, auf unseren König Wilhelm blicken wir mit festem Vertrauen.

Werden wir Alten, die wir den blutigen Kampf der Befreiung freudig durchgekämpft, die rosige Morgenröthe der aufsteigenden Sonne deutscher Einigkeit noch erblicken?

Wir hoffen es zu Gott dem Allmächtigen, der uns damals den Sieg gegeben, wir rufen in Liebe, wir rufen im festen Glauben an das, was menschlich gut und vor dem Throne des Ewigen recht ist:

Vorwärts! Ihr deutschen Fürsten und Stämme! Vorwärts! Hoch lebe das einige, das große deutsche Vaterland!

Die Dichter der Freiheitskriege.

Von Dr. Wolfgang Müller von Königswinter.

Der größte Dichter, den unsere Nation besitzt, hat in seinem tiefsinnigsten Gedichte das alte Sprüchwort benutzt:

Ein garstig Lied, pfui, ein politisch Lied!

Wenn dieser Ausspruch auch in einer humoristischen Scene, nämlich unter den Studenten des Auerbach'schen Kellers im Faust, fällt und also gewisser Maßen im Scherz gemeint ist, so haben ihn doch ängstliche und besorgte Gemüther im Ernst aufgefaßt und verwandt, um ihn als Motto gegen alle Tendenzpoesie zu gebrauchen. Es sind die Gemüther, deren wesentlichster Wunsch in allen Lagen des Lebens dahin geht, daß „Ruhe die erste Bürgerpflicht sei", und die sich höchstens in entlegener Ferne einige Bewegung gefallen lassen, indem sie mit Goethe in dem schon genannten Gedichte ausrufen:

Nichts bess'res weiß ich mir an Sonn- und Feiertagen
Als ein Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei,
Wenn hinten weit in der Türkei
Die Völker auf einander schlagen.

Es hat freilich auch Zeiten gegeben — und wir selbst erlebten solche Tage — wo man in weiten Kreisen nur stürmischer Tendenzpoesie huldigte und solche Lieder gelten ließ, die von dem Standpuncte der Partei das Vaterland, den Krieg, den Streit, die Fragen der Gegenwart behandelten.

Welche Ansicht ist hier die richtige? Sicherlich steht alle Poesie, insofern sie überhaupt echte und wahre Poesie ist, auf dem höchsten Gipfel, wo sie nicht negativ, sondern positiv aus einem begeisterten Gemüth entspringt und sich fern von allen Zweifeln, von aller Zwiespaltigkeit, von aller Parteisucht ernst oder fröhlich dem Gegenstande zuwendet, welcher gerade das Herz füllt und den Mund zu singen drängt. Zu solchen Gedichten zählen wir hauptsächlich auf dem Felde der Lyrik, von welcher hier vorzugsweise die Rede sein soll, das religiöse Lied, das sich auf den Schwingen der Andacht der Gottheit nähert, das Lied der Natur, welches Gebirg, Thal, Strom und Meer besingt, das Lied glücklicher oder trauriger Liebe, das Lied der Freundschaft und das Lied des heitern Lebensgenusses in fröhlicher Geselligkeit oder beim blinkenden Weine. Solche Gesänge haben einen ewigen Werth, denn sie sind die Ausströmungen des menschlichen Herzens, das sich zu allen Zeiten und bei allen Völkern gleich bleibt. Sie können deßhalb auch stets auf ein gleiches Verständniß rechnen. Gleichviel ob sie uns als Producte der alten Völker in der hebräischen, indischen, griechischen, römischen, oder in der christlichen Welt unter Germanen, Romanen und Slaven und in der mohammedanischen unter Persern und Arabern entgegentreten, sie liegen fast immer unserer Auffassung nah. In diesem Sinne verstehen wir die Psalmen David's, die Hymnen des Pindar, die Weinlieder Anakreon's, die heitere Reflexion des Horaz, die Liebeslust Catulls, wie die Gaselen der Hafis, die Sonette Petrarca's, die Lieder des Troubadours, der Minnesänger, die Volkslieder, die Kirchengesänge Luther's und überhaupt alles, was bis in die neueste Zeit gesungen worden ist.

Aber auch der politische, der vaterländische, der Kriegs- und Siegesdichter, der auf dem Standpuncte der Partei steht, hat das Recht, von uns anerkannt zu werden, ja die Poesie selbst hat ihn nicht selten zum Gegenstande des Gesanges gemacht. Die Dichter haben uns nicht allein von Amphion gesungen, der mit der Kraft seiner Lieder die Steine zwang, daß sie sich zu den Mauern des alten Theben zusammen fügten, und von Orpheus, der sich durch die Süßigkeit seiner Töne in die Unterwelt einführte,

um seine geliebte Eurydice zurück zu holen, und von Arion, den die Delphine auf dem Rücken an das Land trugen, als er von räuberischen Schiffsleuten in das Meer geworfen worden war; sie haben uns auch von dem politischen Poeten Tyrtäus erzählt, der im messenischen Kriege vor dem spartanischen Heere einherzog und die Krieger durch seine feurigen Lieder zum Siege führte. Das sind Märchen aus alten Zeiten, wird man uns entgegen rufen. Mögen sie es immerhin sein, so liegt ihnen doch ein tiefer symbolischer Sinn zu Grunde. Ueberdies aber finden sich auch in der neuen Literatur ähnliche Vorgänge. Ludwig Uhland, einer unserer edelsten Dichter, verherrlicht in einer wundervollen Ballade gleichfalls einen politischen Dichter. Sein Bertran de Born gewinnt in den Parteiungen jener Zeit als liederreicher Troubadour den Sohn des Königs für seine Sache und rührt mit seinen Gesängen das Herz der Tochter. Der Prinz fällt in der Schlacht. Sein Vater besiegt endlich den ritterlichen Dichter, verbrennt seine Burg und nimmt ihn gefangen. Als derselbe in Ketten vor dem Sieger steht, weiß er gleichwohl die Freundschaft und Liebe, welche die Königskinder ihm trugen, in so rührender Weise zu schildern, daß der König die Bande lös't und ihm verzeiht, indem er mit den Worten schließt: Weg die Fesseln! Deines Geistes hab ich einen Hauch verspürt.

Wie hier der König den Geist des Troubadours anerkennt, so müssen auch wir den Geist allerwärts anerkennen, wo er uns in sich berechtigt entgegentritt. Und wir wollen ihn auch anerkennen, gleichviel zu welcher Partei er gehört.

In der That sind aber auch die meisten großen Dichter in der politischen Poesie thätig gewesen. Wir leben heutzutage in verhältnißmäßig ruhigen Zeiten. Unsere Parteien stehen sich gegenüber, aber sie bekämpfen sich nicht wie in früheren Tagen auf Tod und Leben. Man läßt allerwärts eine organische Entwicklung der aus einander gehenden Grundsätze zu. So machen wir uns kaum einen Begriff von den leidenschaftlichen Ausbrüchen, in welchen ältere Generationen dahintobten. Wer aber kann sich den Streitigkeiten seiner Zeit entziehen? Der Dichter thut es am wenigsten, denn die Unruhe und Aufregung findet in ihm das

lebhafteste Echo. Wir haben eben von einem provençalischen Dichter gehört, der mit Schwert und Lied an den Streitigkeiten der Zeit den lebhaftesten Antheil nahm. In gleicher Weise verfuhren seine Genossen, deren Strophen uns noch heute die wilde Bewegung jener Geister verrathen. In Italien war der alte strenge Welfe Dante, der Verfasser der göttlichen Komödie, der so düster einher schritt, daß die Leute flüsterten, der sei selbst in der Hölle gewesen, in die politischen Fehden des Landes verflochten. Er kämpfte in den Schlachten, er kämpfte mit dem Worte. Und hat nicht Petrarca seinem Vaterlande Lieder gewidmet? Finden wir nicht in Shakespeare, wo es Englands Ruhm und Ehre gilt, den Parteimann? Singt nicht Camoens ein ewiges Lied auf Portugal? Wir haben hier Katholiken und Protestanten, conservative und freisinnige Poeten in bunter Reihe vor uns. Und wir müssen sie alle als politische Dichter anerkennen.

Was aber von dem Auslande gilt, das muß auch von unserer Heimat gelten. Wenden wir uns nun dem deutschen Vaterlande zu, so finden wir auch hier das politische oder patriotische Lied in früherer Zeit vertreten. Freilich hat dieser Zweig der Lyrik verhältnißmäßig wenig Berücksichtigung gefunden. Und warum ist dies der Fall? Weil die politische Poesie stets im engsten Zusammenhange mit den Zeitereignissen steht und weil diese Beziehungen nicht immer leicht zu enträthseln sind, da sie nicht selten Thaten und Personen betreffen, die sich nicht in jedem Geschichtsbuche finden, sondern nur durch mühsame Forschungen erreichen lassen. Eine solche culturhistorische Arbeit würde sehr dankenswerth sein. Sie liegt indeß zu sehr außer unserem Bereiche, als daß wir hier näher auf solche Gesichtspuncte eingehen sollten. Gleichwohl wird es unserem Zwecke dienen, wenn wir einige flüchtige Blicke auf frühere politische Dichter werfen.

Erlauben Sie mir, daß ich Sie für einen Moment in das Land der Hohenstaufen führe. Auf dem deutschen Throne sitzen die hochbegabten schwäbischen Kaiser, deren Verwandte, die Hohenzollern, jetzt das Scepter in Preußen führen. Es sind herrliche Tage voll Kunst und Poesie und rauschendem Leben. Damals, in der Periode der ritterlich höfischen Dichtung, oder wie sie

häufig genannt worden sind, der Minnesänger, ertönten die Lieder von den Nibelungen, vom heiligen Gral, von Tristan und Isolde. Zugleich herrschte eine gewaltige Begeisterung für die Kreuzzüge, welche ritterliche und bürgerliche Kämpfer in das gelobte Land führten zur Eroberung der Grabstätte des Heilandes. Aber es war auch die Zeit, wo die deutsch-römischen Kaiser mit den Päpsten jene Kämpfe ausfochten, welche unserem Heimatlande so verderblich geworden sind, indem sie die Macht unserer alten Könige zerbrachen und die kleinen Fürsten, die sich an Rom lehnten, allmählich aus Vasallen zu eignen Herren machten. Damals lebte in den deutschen Landen ein Sänger, der hieß Walter von der Vogelweide und war ritterlichen Standes. Seine süßtönenden Minnelieder sind Jedermann bekannt. Daß er als treuer Sohn der alten Kirche diente, klingt aus seinen frommen Gottes- und Mariengesängen hervor. Ja, er stritt selbst mit dem Schwert für diese Kirche, denn er begab sich in den Jahren 1228 bis 1229 mit den Kreuzfahrern nach Palästina. Und dennoch tritt dieser Dichter als echter Deutscher mit unerbittlicher Schärfe gegen Rom auf und zwar in einer Frage, die heute gleichfalls wieder in lebhafter Weise besprochen wird. Es handelte sich damals um nichts weniger, als um die weltliche Herrschaft des Papstes. In diesem Sinne singt der Dichter:

Es hat der König Constantin
Dem Stuhl zu Rom so viel verlieh'n,
Speer, Kreuz und Krone, daß er Macht erlangte.
Da rief der Engel laut: O weh'
Und aber weh', zum dritten weh'!
Der Christenheit, die jetzt so herrlich prangte,
Der ist ein Gift herabgefallen.
Ihr Honig wandelt sich zu Gallen,
Einst steht die ganze Welt verzagt.
Alle Fürsten leben nun mit Ehren,
Indeß der Kaiser Schmach erduldet;
Das sei Dir, süßer Gott, geklagt.

Parteimänner könnten noch viel schärfere Dinge in Beziehung auf diese Angelegenheit finden, als wir sie hier geben. Auch klagt Walter über alle Schätze, die aus Deutschland nach Rom wandern:

113

Ihr deutsches Silber fährt in wälschen Schrein,
Ihr Römer esset Hühner, trinket Wein
Und laßt die Deutschen — — — fasten.

Von der Uneinigkeit der deutschen Fürsten und ihren Bestrebungen, die Macht des Kaisers zu brechen, hören wir den Dichter gleichfalls ein Lied singen.

Was kriechet oder flieget,
Was Bein zur Erde bieget,
Das sah ich und ich sag auch das,
Da lebt nicht Eines ohne Haß.
Das Wild und die Gewürme,
Sie streiten starke Stürme,
So auch die Vögel unter sich,
Doch thun sie Eins einmüthiglich:
Sie schaffen stark Gerichte,
Sonst würden sie zu Nichte,
Sie wählen Könige, ordnen Recht,
Und unterscheiden Herrn und Knecht.
So weh' Dir, deutschem Lande,
Wie ziemet Dir die Schande,
Daß nun die Mücke hat ihr Haupt
Und Du der Ehren bist beraubt.
Bekehre Dich! Nicht wehre
Der Fürstenkrone Ehre.

Das heißt also mit andern Worten: Ihr Deutschen, laßt euch euer Vaterland nicht durch die kleinen Fürsten zerreißen.

So redet ein Dichter aus den Kreuzzügen. Lassen Sie mich Ihnen nunmehr einen patriotischen Poeten aus dem Zeitalter der Reformation vorführen. Fürchten Sie indeß nicht, daß ich Sie auf das kritische Gebiet confessioneller Streitigkeiten leite. Wir wollen uns an die rein politischen Fragen jener Zeit halten. Auch dieser Mann war aus ritterlichem Stande entsprossen. Er führte Wort und Schwert mit gleicher Mannheit. Sein Name ist Ulrich von Hutten. Das Hauptthema seiner schriftstellerischen Thätigkeit ist die Macht und Herrlichkeit Deutschlands. Diesem Gedanken hat er in deutschen und lateinischen Schriften, in Prosa und Versen überall lebendigen Ausdruck gegeben. Auch

er klagt über die Eingriffe Roms wie Walter. Auch er jammert über die unbegränzte Habsucht der kleinen Fürsten, indem er fragt:

Ist auch ein Fürst, der habe zu viel?
Ich frag', ist einer der hab genug,
Und nit auf weiter Nutzung lug?

Von dem Rachen der kleinen Fürstenmacht sagt er:

Den Adel hat er gefressen schon,
Jetzt will er zu den Städten gon,
Denen legt er auf einen neuen Zoll.
Sag an, Du Wolf, wann bist Du voll?

Und weiter klagt er bei Gelegenheit, daß Kaiser Karl V. einen Zug nach Africa macht:

Der zeugt nun von uns über Meer,
Sie wollen nicht, daß er wiederkehr,
Denn alle Gewalt des Kaisers, hie
Von ihm gegeben, behalten sie.

An einer anderen Stelle erhebt er sein Lied an Kaiser Karl. Alles, sagt er, was ich thue:

Soll geschehen als zu Ehren Dir,
Denn sonst wollt nicht gebühren mir
Im Reich Aufruhr zu heben an.
All' freie Deutsche ich ermahn,
Doch Dir in Unterthänigkeit
Zu sein in diesem Schimpf bereit,
Daß geholfen werd dem ganzen Land
Und ausgetrieben Schad' und Schand,
Deß sollst ein Hauptmann Du allein,
Anheber, auch Vollender sein.

Und ebenso gemahnt er Adel, Bürger und Bauern im echten vaterländischen Sinne zusammen zu stehen, indem er stets mit seinem Wahlspruch schließt, der im Lateinischen lautet: Jacta est alea und im Deutschen: Ich hab's gewagt!

Man weiß, daß die frommen Wünsche Hutten's unerfüllt blieben. Die Reformation ging ihren Gang. Als die Streitigkeiten beendet waren, erschien Deutschland noch zerrissener wie

vorher. Aber erst der dreißigjährige Krieg brachte die Zustände der Ohnmacht und Spaltung auf ihren höchsten Gipfel. Das alte Reich bestand nur noch dem Namen nach; die Macht der Kaiser war zertrümmert. Habsburg herrschte nur noch in Oesterreich und seinen anderen Erbländern. In allen Theilen Deutschlands war die Herrschaft an Hunderte von kleinen Dynasten gefallen. Keine Periode unserer Geschichte ist öder, trostloser, wie das Jahrhundert nach diesem entsetzlichen Kriege.

Aber das Leben der Nation sollte doch nicht verloren gehen. In einer Zeit, wo keine besondern Ereignisse politischer Art vorkamen, hielt der deutsche Geist Einkehr in sich selbst. Auf dem Wege der Wissenschaft und Kunst schien er sich auf seine alte Kraft, Macht und Fülle zu erinnern. Ich rede von der großen Periode unserer classischen Literatur, die mit Klopstock und Lessing begann, sich durch Wieland und Herder fortsetzte und gewisser Maßen mit Goethe und Schiller schloß. Nicht auf Schlachtfeldern und in Lagern, nicht in Burgen und Festungen, nicht in Kampf und Streit ergab sich die Gelegenheit, daß sich die Nation wieder zusammen fand und das Gefühl ihrer uralten Zusammengehörigkeit pflegte. Die neue Einigung fand auf den Gebieten der Kunst und Poesie Statt. Große Dichter schufen große Dichtungen. Sie redeten gleichsam mit feurigen Zungen. Das Volk lauschte ihnen im Norden und Süden, im Westen und im Osten. Es war ein neuer Mittelpunct gewonnen, in dem sich die getrennten Glieder der einen Mutter begegneten. Dieser Mittelpunct war der unverlorne Genius der deutschen Nation. Man durfte stolz sein auf die Art und Weise, wie er sich äußerte, und man war stolz darauf. Klopstock's Oden und Messias waren in aller Deutschen Mund. Lessing's Minna von Barnhelm und Nathan der Weise machten das größte Aufsehen. Wieland unterhielt die Lesewelt mit anmuthigen Erzählungen; Herder wies in breiter Entfaltung auf die Poesie des ganzen Erdkreises hin, und nun kam Goethe mit dem Werther und dem Götz, Schiller mit den Räubern und Don Carlos. Es war ein Volks-Frühling auf rein geistigem Gebiete. Während sonst die Völker sich im Kriege zusammen kitten, kitteten die Deutschen sich in friedlichen Werken des Geistes.

Dazu gesellte sich freilich noch die Heldengestalt Friedrich's des Großen. Deutschland hatte seit Jahrhunderten keinen Helden mehr gehabt, der weit über die Helden der anderen Völker hervorragte. Jetzt besaß es plötzlich einen durchaus volksthümlichen Mann und gewann die Ueberzeugung, daß seine Söhne noch aus dem alten Stoff gefügt waren.

Der wesentlich humanistische Inhalt dieser Literaturperiode ist bekannt. Seine Betrachtung liegt nicht in den Gränzen dieses Vortrags. Aber wir müssen hier constatiren, daß diese Dichter auch vaterländische Lieder sangen. Dieselben sind freilich keine Producte der Gelegenheit, sie knüpfen sich nicht wie die Gesänge Walter's und Hutten's an thatsächliche politische Zustände. Im Gegentheil, man muß sie mehr als patriotische Reflexionen betrachten. Vielfach bestehen sie sogar in ästhetischen Phrasen, die an einer gewissen Kälte kränkeln. Man hat diese Periode der Literatur die classische genannt, weil sie vielfach durch die Muster der Griechen und Römer hervorgerufen wurde. Nun hatten aber die Alten ihre Vaterlandsliebe besungen; die Deutschen ahmten ihnen nach; sie thaten es mit der Begeisterung, deren sie fähig waren, aber doch ohne die eigentliche Schneide, die uns ein politisches Gedicht interessant macht. Deßhalb blieben sie auch stets in einer gewissen Allgemeinheit des Ausdrucks.

Klopstock singt vom Vaterlande:

> Ich halt' es länger nicht aus! Ich muß die Laute nehmen,
> Fliegend den kühnen Flug!
> Reden, ich kann es nicht mehr verschweigen,
> Was in der Seele mir glüht.
>
> O schone mein! Dir ist Dein Haupt umkränzt
> Mit tausendjährigem Ruhm! Du hebst den Tritt der Unsterblichen
> Und gehst hoch vor allen Landen her,
> O schone mein, ich liebe Dich, mein Vaterland!
>
> Früh hab' ich mich Dir geweiht. Schon da mein Herz
> Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug.

In einem andern Gedichte „Wir und Sie" heißt es:

> Sie schlagen in der finstern Schlacht,
> Wo Schiff an Schiff sich donnernd legt,
> Wir schlügen da, wie sie.

Sie rücken auch in jener Schlacht,
Die wir allein verstehn, heran,
Vor uns entfliehen sie.
Germanen unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker kalt und kühn.

Die Klopstock'sche Schule, zu welcher Claudius, die Stolberge und andere gehörten, ist reich an ähnlichen patriotischen Abstractionen. Der alte Gleim ging schärfer auf sein Ziel los, indem er sich speciel an Friedrich's Kriegen hielt, aber es fehlt ihm die poetische Kraft. Lessing's Minna von Barnhelm gehört in so fern in dieses Feld der Dichtung, weil ihr Hintergrund die Zeit des großen preußischen Königs war. Herder faßt mitunter concretere Gedanken in den Vers. Er singt: An den Kaiser.

O Kaiser, Du von neun und neunzig Fürsten
Und Ständen, wie des Meeres Sand,
Das Oberhaupt, gib uns, wornach wir dürsten,
Ein deutsches Vaterland,
Und ein Gesetz und eine schöne Sprache,
Und redliche Religion,
Vollende Deines Stammes schönste Sache
Auf Deines Rudolph's Thron!

An einer anderen Stelle ruft er Deutschland zu:

Deutschland, schlummerst du noch? Siehe, was rings um Dich,
Was Dir selber geschah, fühl es, ermuntre Dich,
Ehe die Schärfe des Siegers
Dir mit Hohn den Scheitel blößt.

Goethe und Schiller haben keine politischen Lieder gedichtet. Aber der Same, den sie in ihren gewaltigen Werken ausstreuten, ging herrlich auf. Es ist in der That nicht zu viel gesagt, wenn wir behaupten, daß gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eine geistige deutsche Einheit in der Literatur gewonnen war. Jedermann fühlte damals den Spruch aus dem Tell:

An's Vaterland, an's theure schließ dich an.

Und so ist denn wahrlich nicht der kleinste Theil der Begeisterung, die sich nun bald zeigen sollte, ein Product der geistigen Erhebung in Deutschland. Sie kennen die Ereignisse, auf die ich

deute. Die Revolution, welche in Frankreich ausbrach, ging, nachdem sie den Pfad humaner Umbildungen im Staatswesen verlassen hatte, auf wilden blutigen Wegen einher. Sie bedurfte eines Bändigers und fand ihn in dem genialen Corsen. Der Sieger wurde der Tyrann des Landes. Mit einem bewunderns=werthen Feldherrntalente begabt, ließen ihn die Erfolge in der Heimat nicht ruhen. Er schleuderte den Brand des Krieges in alle Länder. Er war als Eroberer nach allen Seiten hin glücklich, unterwarf Italien, Spanien, setzte seine Satrapen in Holland und im westlichen Deutschland fest, lenkte die Fürsten des Rhein=bundes nach seinem Willen, und gedachte schon, nachdem er auch Preußen und Oesterreich gelähmt hatte, nach Rußland zu ziehen, um der allgewaltige Herr Europa's zu werden.

Aber jeder Despotismus trägt den Keim des Verderbens in sich. Je heftiger und jäher er zum Gipfel stürmt, desto tiefer und gewaltiger pflegt er in's Verderben zu stürzen. So war es auch hier. Der große Zug zur Vernichtung des russischen Kaiser=thums erfolgte. Da brach die gewaltige Volkserhebung aus. Die Russen verbrannten in auflodernder Vaterlandsliebe und feurigem Religionseifer ihre eigene Hauptstadt. Der Corse floh. Die Elemente zerstörten, was die Menschen nicht schon vernichtet hatten. Nur einzelne Trümmer der schönen glänzenden Armee sahen die Heimat wieder. Zugleich hatte im fernen Westen der spanischen Halbinsel patriotischer und religiöser Fanatismus, ver=bunden mit englischer Hülfe, die französische Herrschaft vernichtet. Den Slaven und Romanen folgten die Völker germanischer Race. Oesterreich erhob sich. In Preußen war lange im Geheimen gerüstet worden. Die Völker der Rheinbundstaaten besannen sich. Ein Schrei des Jubels erhob sich von den Alpen bis an die Nordsee, von der Weichsel bis an den Rhein.

Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!
Wer legt noch die Hände feig in den Schooß?

Seit den Zeiten der Kreuzzüge hatte keine solche Begeisterung geherrscht. Sie wurde von allen Ständen getheilt. In den Schlachten von Leipzig und Waterloo vollzog sich das große Gottesgericht, das einen genialen Despoten vernichtete.

Welche gewaltigen Volkserhebungen waren das! Wir stehen hier staunend vor einem Wunder, wie die Geschichte kein zweites aufzuweisen hat. Und dennoch waren diese Volkserhebungen in ihrem Grundcharakter wesentlich verschieden. Finden wir in ihnen auch den gemeinschaftlichen Zug, daß kein gesundes Volk sich auf die Länge eine Tyrannei, und wäre sie auch die genialste, gefallen läßt, so gewahren wir im Westen doch hauptsächlich einen katholischen Fanatismus, der sich dem Unterdrücker des Papstes und der Kirche widersetzt, und im Osten einen griechischen Fanatismus, der sich den Glauben seiner Väter nicht entreißen lassen will. Reine ideale Vaterlandsliebe, die mit allen Kräften und Säften zur Freiheit drängt und ringt, finden wir aber nur in Deutschland. Selbst die religiösen Gefühle, die oft sehr stark hervortreten, ordnen sich der Vaterlandsliebe unter. Von confessionellen Anschauungen findet man keine Spur. Jener große Gedanke, welcher in unserer classischen Literatur offen und verborgen an das Tageslicht getreten war, der Gedanke einer großen, edlen, wenn auch politisch getrennten, doch geistig zusammen gehörigen Einheit des deutschen Volkes, wurde jetzt zur Thatsache. So gehören denn die Resultate unserer Freiheitskriege nicht allein zu den kühnsten, sondern auch zu den edelsten und rein menschlichsten Thaten der Geschichte, die kein Fürst, kein Staatsmann, kein Heerführer, kein Redner, kein Sänger, sondern die nur ein ganzes großes, von einer einigen Idee beseeltes Volk hervorbringen kann.

Und daß es so und nicht anders ist, dafür legen die Dichter, die in jenen Tagen aufstanden und Unglück und Glück mit ihren Liedern begleiteten, Zeugniß ab.

Kein Sänger der Freiheitskriege ist damals häufiger und mit rührenderer Anerkennung genannt worden, als Theodor Körner. Er sei auch hier zuerst aufgeführt, denn wenn er auch der jüngste von ihnen war, so ist er doch auch zuerst als ein Opfer des heiligen Kampfes aus diesem Leben geschieden. Wen die Götter lieb haben, den lassen sie früh sterben. Im Norden Deutschlands, bei dem Dorfe Wöbbelin, unweit Ludwigslust im Herzogthume Mecklenburg steht eine alte Eiche, die ein Denkmal überschattet, auf dessen Vorderseite folgende Inschrift steht:

Hier wurde
Karl Theodor Körner
von seinen Waffenbrüdern mit Achtung und Liebe zur Erde
bestattet.

Die Rückseite trägt folgende Worte:

Karl Theodor Körner,
geb. zu Dresden am 23. September 1791, widmete sich zuerst dem Bergbau, dann der Dichtkunst, zuletzt dem Kampfe für Deutschlands Befreiung. Diesem Beruf widmete er Schwert und Leier und opferte ihm die schönsten Freuden und Hoffnungen einer glücklichen Jugend. Als Lieutenant und Adjutant in der Lützow'schen Freischar wurde er bei einem Gefechte zwischen Schwerin und Gadebusch am 26. August 1813 schnell durch eine feindliche Kugel getödtet.

Es ist hier nicht der Ort, weitläufige Lebensbeschreibungen zu liefern. Ueberdies sind die Biographieen unserer Dichter allerwärts bekannt. Aber auf einige Episoden aus Körner's Dasein müssen wir doch einen flüchtigen Blick werfen. Es gilt namentlich bei ihm, als einem Muster und Vorbild, den Beweis zu führen, wie hoch die Herzen der damaligen Jugend gingen und wie das Gefühl für das Vaterland über alle anderen Neigungen und Beziehungen des Gemüthes hinausstrebte. Familie, Liebe, Ruhm, Wissenschaft und Kunst pflegen sonst die Leidenschaften für die öffentlichen Verhältnisse abzukühlen und zu schwächen. Bei diesem Jünglinge findet sich gerade das Gegentheil. Er kann sich erst als braver Sohn, als gewissenhafter Bräutigam, als berühmter Dichter glücklich fühlen, wenn er in einem freien Vaterlande lebt. So war es bei den meisten Söhnen jener Zeit, so war es namentlich bei dem Dichter von „Leier und Schwert".

Wer kennt nicht seinen Vater, den treuesten Freund unseres edelsten Dichters Friedrich Schiller, mit dem er einen herrlichen, noch stets bewunderten Briefwechsel geführt hat? Das Haus, in dem Theodor Körner aufwuchs, gehörte zu den schönsten Stätten deutscher Bildung. Wie früher Schiller, so gingen dort später Goethe, W. von Humboldt und Friedrich Schlegel aus und ein. Wer hatte also einen heimischen Heerd, der zu schönerer

Ruhe lockte, als unser Körner? Sein Bildungsgang auf der Akademie in Freiburg und auf den Universitäten zu Leipzig und Berlin, wo er Bergwissenschaft studirte, führte die bequemsten Pfade. Also auch hier konnte sich die Neigung zur friedlichsten Entwicklung bei dem Jünglinge festsetzen. Als er später nach Wien ging und den Musen opferte, gewann er sofort eine Popularität, die nicht leicht ein anderer Dichter in so frühen Jahren von sich rühmen konnte. Seine Lust- und Trauerspiele kamen auf die Bühne, das Publicum jauchzte ihm zu, er wurde als Theaterdichter angestellt. Aber noch mehr. Er gewann eine schöne liebliche Braut. Das ganze Leben lachte und leuchtete ihm. Er sah sich im Hafen des Glücks, noch ehe er eine Fahrt gemacht hatte.

Und dennoch trieb es ihn aus all diesen rosigen Verhältnissen heraus. Er hatte schon früher patriotische Lieder gedichtet. Erzherzog Karl, der Sieger von Aspern, war von ihm besungen worden. Als nun Preußen 1813 zu den Waffen rief, da hielt es ihn nicht mehr in all seinem Glück. Er verließ am 15. März 1813 Stellung, Bühne, Braut und zog in den Kampf. Sein erstes Ziel war Breslau, wo Lützow seine Freischar sammelte, die hauptsächlich aus Gelehrten, Künstlern und Studenten bestand. In der Dorfkirche zu Zobten wurden die jungen Leute eingesegnet. Körner hatte ein Lied zu dieser Feier gedichtet, das von den Klängen der Orgel begleitet, ertönte, und dessen letzte Strophe heißt:

Er weckt uns jetzt mit Siegerlust
Für die gerechte Sache,
Er rief es selbst in unsre Brust:
Auf, deutsches Volk, erwache!
Und führt uns, wär's auch durch den Tod,
Zu seiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!

Und so ging es denn in's Feld. Wer sah diesem Jünglinge an, daß er ein schwacher Knabe gewesen war? Er erschien stets frisch, fromm, fröhlich, frei. Kein Gang war ihm zu weit, kein Werk zu schwer, keine Gefahr schreckte ihn zurück. Wer ihn kennt, der

liebt den Jüngling mit den offenen Zügen und der feurigen Seele. Und auch seine Poesie, die das Lützow'sche Corps begleitete, erlitt eine mächtige Umwandlung. Bis dahin hatte er unter den Einflüssen Schiller's seine ersten Lieder gesungen. Matthisson und Tiedge blieben gleichfalls nicht ohne Einfluß auf Körner's Richtung. Er war gewisser Maßen ein Epigone der classischen Poesie unseres Vaterlandes. Jetzt aber gibt ihm die Gelegenheit, die nach Goethe's Ausspruch die besten Lieder hervorruft, den Gedanken. Die Form schließt sich rasch und knapp an. Seine Gesänge klingen fast wie Volkslieder.

Was will des Sängers Vaterland?
Die Knechte will es niederschlagen,
Den Bluthund aus den Gränzen jagen
Und frei die freien Söhne tragen,
Oder sie betten unter Sand!
Das will mein Vaterland!

Und hofft des Sängers Vaterland?
Es hofft auf die gerechte Sache,
Hofft, daß sein treues Volk erwache,
Hofft auf des großen Gottes Rache,
Und hat den Rächer nicht verkannt.
Drauf hofft mein Vaterland!

So hatte er schon in Wien gesungen, jetzt dichtet er den Aufruf:

Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Hell aus dem Norden bricht der Freiheit Licht.
Du sollst den Stahl in Feindesherzen tauchen!
Frisch auf mein Volk, die Flammenzeichen rauchen,
Die Saat ist reif, ihr Schnitter zaudert nicht.
Das höchste Heil, das letzte liegt im Schwerte,
Drück' Dir den Speer ins treue Herz hinein,
Der Freiheit eine Gasse! — Wasch' die Erde,
Mein deutsches Land, mit Deinem Blute rein. — —
Es ist ein Kreuzzug, ist ein heil'ger Krieg!

Und wie lebendig weiß er die Scenen dieses Kreuzzuges zu schildern:

Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein,
Hör's näher und näher brausen,
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n

Und gellende Hörner schallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn Ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

(Was zieht dort rasch durch den finstern Wald
Und streift von Bergen zu Bergen?
Es legt sich in nächtlichen Hinterhalt,
Das Hurrah jauchzt und die Büchse knallt,
Es fallen die fränkischen Schergen.
Und wenn Ihr die schwarzen Jäger fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Wo die Reben glühen, dort braus't der Rhein,
Der Wüthrich geborgen sich meinte,
Da naht es schnell wie Gewitterschein
Und wirft sich mit rüstigen Armen hinein,
Und springt ans Ufer der Feinde,
Und wenn Ihr die schwarzen Schwimmer fragt:
Das ist Lützow's wilde verwegene Jagd.

Die wilde Jagd und die deutsche Jagd
Auf Henkersbrut und Tyrannen!
Drum, die Ihr uns liebt, nicht geweint und geklagt,
Das Land ist ja frei und der Morgen tagt,
Wenn wir's auch nur sterbend gewannen.
Und von Enkeln zu Enkeln sei's gesagt:
Das war Lützow's wilde verwegene Jagd.)

Selbst vor der Schlacht verliert er nicht den hellen starken Sängermuth:

Vater, ich rufe Dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze,
Lenker der Schlachten, ich rufe Dich,
Vater, Du führe mich!

Daß er aber nicht allein ein Sänger, sondern auch ein Krieger war, bewies er auf einem Streifzuge mit Lützow, wo er bei Kitzen, unweit Leipzig, einen gefährlichen Säbelhieb erhielt. Er sank, raffte sich auf, und erreichte auf seinem Pferde den Wald. Man folgte ihm. Da rief er in das Gebüsch: Die vierte Escadron soll vorrücken. Die Feinde stutzten. Körner barg sich

tiefer und tiefer im Dickicht. Als er aus Ohnmacht und Schlaf am andern Morgen erwachte, retteten ihn zwei Bauern. Mitten in seinen Schmerzen hatte er in der Nacht vom 17. auf den 18. Juni das Sonett „Abschied vom Leben“ gedichtet.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens matterm Schlage,
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott, wie Du willst, Dir hab' ich mich ergeben.

Diesmal irrte der Dichter. Er genas unter der Pflege treuer Freunde in Leipzig, wohin er verkleidet gelangt war. Im August stand er wieder im Felde und betheiligte sich an Lützow's Zügen. Wie wenig sein Schlachtenmuth abgekühlt war, beweis't sein Lied „Männer und Buben“, das er in einer Bivouakhütte bei Büchen an der Stecknitz begann:

Pfui, über dich Buben hinter dem Ofen,
Unter den Schranzen, unter den Zofen!
Bist doch ein ehrlos erbärmlicher Wicht;
Ein deutsches Mädchen küßt dich nicht,
Ein deutsches Lied erfreut dich nicht
Und deutscher Wein erquickt dich nicht.
Stoßt mit an,
Mann für Mann,
Wer den Flamberg schwingen kann!

Lützow manövrirte damals bei Schwerin. Er wollte den Franzosen in den Rücken. Am 26. August hatte Körner auf der Rast bei Gadebusch, während der Morgen dämmerte, ein Lied in sein Taschenbuch geschrieben und es einem Freunde vorgelesen. Es ist das fröhliche Schwertlied, dessen Worte wie das Schwirren einer scharfen Klinge tönen:

Du Schwert an meiner Linken,
Was soll dein heitres Blinken?
Schaust mich so freundlich an,
Hab' meine Freude dran,
Hurrah!

Mich trägt ein wackrer Reiter,
Drum blink' ich auch so heiter,
Bin freien Mannes Wehr,
Das freut dem Schwerte sehr.
Hurrah!

Ja, gutes Schwert, frei bin ich
Und liebe dich herzinnig,
Als wärst du mir getraut
Als eine liebe Braut.
Hurrah!

Dir hab' ich's ja ergeben
Mein lichtes Eisenleben,
Als wären wir getraut.
Wann holst du deine Braut?
Hurrah!

Eine Stunde später entspann sich ein Gefecht. Der Feind floh. Die wilde verwegene Jagd folgte. In einem Gehölz stellten sich die Franzosen und sandten den Lützowern verderbliche Kugeln entgegen. Eine derselben traf Körner's Schimmel durch den Hals und ihn selbst in Unterleib, Leber und Rückgrat. Er sank; Sprache und Bewußtsein schwanden. Der Tod stellte sich sofort ein. So fiel ein deutscher Dichter und Krieger für das Vaterland, dessen Befreiung er nicht erleben sollte. Er fiel, wie er es in seinen Liedern so oft als Ahnung ausgesprochen hatte. Das vier und zwanzigste Jahr hatte er noch nicht erreicht. Dennoch lebt er für die Ewigkeit. In jenem heiligen Kriege sind größere und stärkere Erscheinungen aufgetaucht, eine so poetische, wie Körner, hat es nicht gegeben. Jung, schön, talentvoll, die edle Stirn mit lichtem Ruhm gekrönt, ist er für das Vaterland gefallen. Welch ein herrliches Bild! Dulce et decorum est pro patria mori. Möge er allen deutschen Jünglingen ein Muster sein, für die Freiheit und das Vaterland die höchsten Güter einzusetzen! So hat ihn auch die damalige Zeit aufgefaßt. Sein Name war Jahre lang auf allen Lippen. Er ist noch heute im Munde derjenigen, die Deutschland über Alles lieben. Sein Bild hing in Palästen und Hütten unter den ersten Helden, neben der narbigen Stirn eines Blücher und dem trotzigen Kopfe eines Stein. Und wo sind seine Lieder nicht gesungen worden, wenn Männer und Jünglinge zusammen saßen und das Vaterland hoch leben ließen? Dann rauschten sie einher, stolz, düster, stark, wie jene ganze Zeit, getragen von den frischen muthigen

Melodieen des herrlichen Karl Maria von Weber. Lassen wir des Dichters Mahnung nicht umsonst an unsere Ohren schlagen:

Doch stehst Du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In Deiner Vorzeit heil'gem Siegesglanz,
Vergiß die theuren Todten nicht und schmücke
Auch unsre Urne mit dem Eichenkranz.

Wir begeben uns von der Körnereiche, deren Krone im fernen Norden Deutschlands ragt, an die Ufer des Rheines und betreten den Friedhof von Coblenz. Dort liegt der zweite Dichter, dem wir unsre Betrachtung widmen. Friedrich Rückert sang von ihm:

Das ist der Schenkendorf, der Max,
Der sang vom Reich und Kaiser,
Der ließ die Sehnsucht rufen so laut,
Daß Deutschland ihn, die verlassene Braut,
Nennt ihren Kaiserherold.

Wir haben in Körner einen echten Sohn des gebildeten deutschen Bürgerthums gesehen. In Schenkendorf erkennen wir einen Sproß des deutschen Adels. Er war am 11. December 1783 in Tilsit geboren. Sein Vater, ein ehemaliger Officier, führte den Titel Kriegsrath. Er wollte den Sohn zum Landwirth machen, während die Mutter, eines Predigers Tochter, zu gelehrten Studien ermunterte. Der Jüngling studirte denn auch in Königsberg. Dann verweilte er mehrere Jahre im preußischen Oberlande bei dem Pfarrer Wedeke. In dieser Gegend liegen verschiedene Schlösser alter Familien. Er war ein gern gesehener Gast bei dem Grafen zu Dohna auf Schlodien und Karwinden und bei dem Grafen von Kanitz zu Bodangen. Dieser Umgang und die alten Traditionen des Landes, welches durch die deutschen Ritter colonisirt worden war, wurden offenbar von großer Bedeutung für seine Lebens-Anschauungen. An diesen Aufenthalt reihten sich neue Universitätsstudien zu Königsberg im Fache der Cameral-Wissenschaften. Dann besuchte er Waldau, wo er die Landwirthschaft kennen lernte. Dort begegnete ihm auch seine nachherige Gattin. Als er in die Hauptstadt der Provinz zurückkehrte, wurde er von der Strömung der Zeit hingerissen. Es

war das unglückliche Jahr 1806, das die königliche Familie nach Königsberg führte. So traurig die Umstände waren, so gewann das Leben doch eigenthümliche Reize. Schenkendorf lebte in den verschiedensten Kreisen, von denen der eine kantisch-philosophisch, der andere christlich-betrachtend, der dritte ritterlich-aristokratisch war. Am meisten wirkten die letztern auf das Gemüth des Dichters.

Das Jahr 1812 riß die Freunde aus einander, die sich alle gegen den gemeinsamen Feind rüsteten. Auch Schenkendorf fühlte sich nicht mehr behaglich in der verödeten Heimat. Seine nachherige Gattin war mit der bekannten Frau von Krüdener nach dem Rheine gegangen. Dahin wandte sich auch unser Kammer-Referendarius. Er eilte nach Baden-Baden, traf mit seiner Geliebten zusammen und trat am 15. December 1812 in Karlsruhe vor den Altar. Jung-Stilling war sein Zeuge. Im folgenden Jahre, als die Ereignisse mehr und mehr auf ihren Gipfel stiegen, ließ es auch ihm keine Rast. Er hatte einen Bruder bei Bautzen verloren. Sein Freund Gröben war bei Lützen gefallen. Weib und Haus hielt ihn nicht zurück. Er ging nach Schlesien und begab sich ins russisch-deutsche Hauptquartier. Leider konnte er selbst den Degen nicht führen, denn sein rechter Arm war früher durch ein Pistolenduell gelähmt. Er schrieb, wie man es von Cervantes erzählt, seine Lieder mit der linken Hand; doch machte er sich im Generalstabe nützlich. Und so war er auch Zeuge der Schlacht bei Leipzig. Nach dem Kriege eilte er an den Rhein zurück und wurde Regierungsrath in Coblenz. Leider sollte er die großen Tage nicht lange überleben. Schon am 11. December 1817 schied er aus diesem Dasein.

Wir haben hier kein so poetisches fröhliches Reiterleben vor Augen, wie bei Körner. Und auch in ihrer Poesie gehen beide Dichter, trotzdem, daß sie dieselben Stoffe behandeln, wesentlich aus einander. Während der Dichter von Leier und Schwert unter dem Einfluß der classisch-humanistischen Literatur aufgewachsen ist, finden wir in unserm Kaiserherold einen Anhänger der romantischen Schule. Körner lebt und singt in und von der Gegenwart, Schenkendorf singt von Vergangenheit und Zukunft, er lebt

eigentlich in einer Zeit, die nicht existirt und die er aus vergangenen Zeiten in die künftigen bauen will. Sowohl in Beziehung auf religiöse wie auf politische Zustände ist das Mittelalter sein Ideal. Seine poetischen Bilder nimmt er gern von Schlössern und Burgen, von Rittern und Reisigen, von Kirchen und Domen, von Priestern und Heiligen. Die verschollene Kaiserherrlichkeit kommt überall zum Vorschein. Alte Einrichtungen im deutschen Leben sind seine Schwärmerei. Er kann sich die Stände noch nicht als Staatsbürger denken, er will sie gegliedert in Adel, Bürger und Bauern. Gilden und Zünfte stehen bei ihm in besonderm Ansehen. Obgleich er Protestant ist, neigt er zu den religiösen Ansichten des Katholicismus. Und wie er sich in seinen Ideen den Romantikern anschließt, so geschieht es auch in den Formen, welche seine Lieder haben. Er bedient sich gern der Strophenbildung des Kirchenliedes. In der Diction scheint besonders Novalis auf ihn gewirkt zu haben.

Aber lassen wir ihn sich selbst durch Proben seiner Dichtungen charakterisiren. Max Schenkendorf ist, wie gesagt, ein Adeliger. So sagt er:

Ich zieh' ins Feld um Himmelsgüter
Und nicht um Fürstenlohn und Ruhm!
Ein Ritter ist geborner Hüter
Von jedem wahren Heiligthum.

— — — — — — — —

Ich zieh' ins Feld, daß ferner gelte
Mein Adel, meine Wappenzier,
Daß mich der Ahnen keiner schelte
Einst an des Paradieses Thür.

An einer anderen Stelle heißt es:

Dem adligen Gemüthe
Und froher Rittersbrust
Ist Kampf die höchste Lust,
Ist Blut die schönste Blüthe.

Sehen wir in solchen Worten die persönliche Stellung des Dichters angedeutet, so hören wir ihn am liebsten sein Lied an den alten Stätten des Feudalthums erheben. Er singt auf dem Schlosse zu Baden, zu Heidelberg; in den Mauern und Domen

der deutschen Städte erinnert er sich mit besonderer Vorliebe an die früheren Herrschergeschlechter. Auch richtet er seine Lieder gern an Leute aus seinem eigenen Stande. So enthüllt sich fast überall in seinen Poesieen eine Vorliebe für aristokratische Einrichtungen und Zustände. Freilich geht der Dichter nicht so weit, daß er ungerecht gegen die anderen Stände, welche den Staatskörper zusammensetzen, wird. Im Gegentheil, er will ein kräftiges Bürgerthum:

In fester Mauern Mitte
Blüht eine frische Welt!
— — — — — —
Frisch auf, du Bürgerjugend,
In Waffen tummle dich,
Das heiß' ich rechte Tugend
Zu kämpfen männiglich.
Der sei der Bürgermeister,
Der wohl die Waffen führt,
Im Rathe kühn die Geister,
Im Feld sein Heer regiert.

Aber dieses Bürgerthum soll eine Kaste für sich bilden, wie der Adel. Er soll Zünfte und Gilden haben, wie das Mittelalter sie besaß. Als der Kampf ausbricht, singt der Dichter sogar Lieder für die Maurer-, für die Schuster- und für die Zimmergesellen. Und er preis't auch den Bauernstand:

O Bauernstand, o Bauernstand,
Du liebster mir von allen,
Zum Erbtheil ist ein freies Land
Dir herrlich zugefallen.

Die Hoffart zehrt, ein böser Wurm,
Wie Rost an Ritterschilden,
Zerfallen sind im Zeitensturm
Die reichen Bürgergilden.

Du aber baust ein festes Haus,
Die schöne grüne Erde,
Und streuest goldnen Samen aus
Ohn Argwohn und Gefährde.

In einem seiner schönsten Gedichte „Frühlingsgruß an das Vaterland“ schließt er, alle Stände anredend:

Ihr in Schlössern, Ihr in Städten,
Welche schmücken unser Land,
Ackersmann, der auf den Beeten
Deutsche Frucht in Garben band,
Traute deutsche Brüder höret
Meine Worte alt und neu,
Nimmer wird das Reich zerstöret,
Wenn Ihr einig seid und treu.

Solchen Reflexionen sind eine Menge Lieder Schenkendorf's gewidmet. Freilich begleitet er den Kampf der Zeit mit Gedichten. Er ist aber kein Poet, der scharf und schneidig die Gelegenheit benutzt. Auch hier tritt er mehr betrachtend auf. Es gehört dahin das Gedicht auf Scharnhorst's Tod:

In dem wilden Kriegestanze
Brach die schönste Heldenlanze
Preußen, euer General.

Es gehört dahin das Gedicht auf Andreas Hofer und verschiedene Soldaten- und Jägerlieder, die indeß nicht in gleicher Weise wie die Gesänge Körner's und Arndt's in den Mund des Volkes gekommen sind.

Nun müssen wir Schenkendorf noch von seiner interessantesten Seite, nämlich als Kaiserherold, betrachten. In vielen Liedern sehnt er sich mit hohem Schwunge nach einem neuen deutschen Kaiser. Er will ein Haus bauen:

Der edlen Stämme sollen viel
In diesem Hause wohnen,
Bei Gottesdienst und Saitenspiel
Ein Herrscher in ihm thronen.
Der herrlichste der ganzen Welt,
Ein Priester und ein Rittersheld,
Man heißt ihn deutschen Kaiser.

Einmal sehnt er sich nach einem neuen Karl dem Großen:

Nur einen solchen Herrn
Einmal nach tausend Jahren,
Dem soll der deutsche Stern
Hoch leuchten in Gefahren.

Laß, Heil'ger, stark und weich
Dich unsre Liebe binden,
Ein tausendjähr'ges Reich
In Deutschland neu zu gründen.

Ein andermal mahnt er Habsburg:

Wo einst Rudolf's Haus gestanden,
Ruft Dir alles liebend zu,
Hier im Haupt von deutschen Landen,
Deutscher Stamm, hier herrsche Du!

Eine andere Stelle ist in neuester Zeit sogar auf Friedrich Wilhelm IV. gedeutet worden. Der Dichter redet von dem verwais'ten Stuhl in Aachen und schließt mit den Worten:

Einen hat sich Gott ersehen,
Dem das Erbtheil zugefallen,
Der ein Stern sein wird vor Allen,
Und was Gott will, mag geschehen!

Eigenthümlich ist es, daß die Ständegliederungs-Theorie Schenkendorf's wenigstens für eine Zeit lang zur Thatsache wurde. Ich erinnere hier an den Vereinigten Landtag des Jahres 1847. In der That gehörten viele Männer, die damals Einfluß an höchster Stelle besaßen, zu den Jugendfreunden des Dichters. Lange hat diese Einrichtung nicht vorgehalten. Und die Kaisersehnsucht des Geschiedenen wurde gleichfalls im Jahre 1849 nicht erfüllt. Sind wir nun aber mit dem Politiker, namentlich in Beziehung auf seine Standes-Unterschiede, nicht immer einverstanden, so müssen wir doch den Poeten im hohen Maße rühmen. Er war ein edler, echter Dichter im begeisterten Schwunge der Gedanken und in vollendeter Sprache.

Zu dem Bürger- und Ritterkinde gesellt sich als dritter Dichter der Sohn eines deutschen Bauern. Hoch an der Nordküste Deutschlands erhebt sich aus den Fluten des baltischen Meeres die Insel Rügen. Dort liegt die Heimat dieses Poeten. Er schreibt von ihr: „Schoritz war denn höchst anmuthig hart an einer Meeresbucht gelegen, welche die Halbinsel Zudar von der größern Insel abschneidet, ein neues, doch glänzend geschmücktes Haus, ein großer Blumengarten und mehrere Baumgärten, dicht

daran eine ganz kleine Halbinsel, die aber bei hoher Sturmflut oft zu einer Insel ward, mit hohen Birken und Eichen bepflanzt, worauf wir unsere Sommerspiele zu halten pflegten." Sein Vater, wie der Dichter erzählt, „von Natur heftig und lebhaft und freundlich und mild", verwaltete die Schoritzer Güter; seine Mutter, wie er sich ausläßt, „wohl die Krone von Allen, ernst, fromm, sinnig und muthig und durch keine Geschicke zu beugen, daß sie die Klarheit und Besonnenheit verloren hätte", war die Tochter eines kleinen Ackerbesitzers. So hatte der Knabe treffliche Eltern. Und er hatte auch eine treffliche Heimat. Der stete Anblick des Meeres mit seiner Unendlichkeit, seiner Größe in Ruhe und Sturm macht die Seele des empfänglichen Menschen muthig und weit. Nicht anders war es bei Ernst Moritz Arndt.

Um den Unterricht des Knaben war man nicht sonderlich besorgt. Vater und Mutter ertheilten die ersten Stunden. In gesundem Leib wohnt eine gesunde Seele. Das schien der vorläufige Grundsatz. Man ließ die Kinder in jeglichem Wetter bei Sonnenschein und Regen, in Hitze und Kälte ihr Wesen treiben. Als der Vater des Dichters später größere Pachtungen an anderen Orten der Insel übernahm und die Verhältnisse es zuließen, sah man sich nach einem Hauslehrer um. Der erste war ein abgedankter Soldat, von dem die Kinder nichts lernten. Dann kam ein Theologe Namens Dunkwart ins Haus, unter dem Ernst Moritz trefflich gedieh. Er bezog 1787 das Gymnasium in Stralsund und begab sich 1791 nach Greifswalde, um Theologie zu studiren. Es kann also von einer frühreifen Entwicklung nicht die Rede sein, denn er stand bereits im zweiundzwanzigsten Jahre. 1794 ging er nach Jena, kehrte dann heim, unterrichtete seine Geschwister und predigte in der Umgegend.

Indeß fühlte er bald, daß er nicht für die Kanzel gemacht sei. Es drängte ihn in die Welt hinaus. Sein Vater stimmte zu und er unternahm 1798 eine große Reise durch Deutschland, Oesterreich, Ungarn, Italien, Frankreich, Belgien und kehrte dann über Frankfurt und Berlin zurück. Die Erlebnisse derselben hat er in drei Bänden veröffentlicht. Dann habilitirte er sich als Privatdocent in Greifswalde und wurde 1805 außerordentlicher

Professor. Sein Fach war die Geschichte. Aber er wurde zugleich politischer Schriftsteller. Er schrieb 1802 heißblutig wie er war und aufgeregt, wie er wurde, „Germanien und Europa", das er selbst „eine etwas wild- und bruchstückige Aussprudelung seiner Ansicht der Weltlage" nannte. Dann folgte „die Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen", die ihm beinahe eine politische Verfolgung zuzog. Eine neue Broschüre, „der Geist der Zeit", machte es rathsam, den andringenden Franzosen aus dem Wege zu gehen. Er fuhr nach Schweden, wo er angestellt wurde. 1809 trieb ihn die Sehnsucht in das Vaterland. Er wanderte nun auf und ab unter dem falschen Namen eines Sprachmeisters „Allmann". Jedermann kannte, keiner verrieth ihn.

Seine glänzendste Zeit begann 1812. Er reis'te nach Breslau, sah Blücher, Scharnhorst, Gneisenau und Andere. Dann wandte er sich nach Prag. Dort erreichte ihn die Botschaft des Ministers Stein, der ihn nach St. Petersburg lud, um als Publicist für die nationale Sache zu wirken. Von nun an ist er der stete Begleiter dieses großen, kühnen Staatsmannes. Wir finden ihn in rastloser Thätigkeit. Auf der Reise in die Heimat schreibt er den „Soldaten-Katechismus", einen neuen Band des „Geistes der Zeit", „der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze". So ging er bis zum Rheine, wo er später den „Wächter am Rhein" herausgab. Er wurde auf diesen Fahrten mit allen hervorragenden Männern der Zeit bekannt, denen er in seinen Wanderungen lebhafte Schilderungen widmet. Fürsten und Große, Bürger und Bauern besuchten ihn in seinen unscheinbaren Quartieren und drückten ihm die Hand. Fast das ganze Volk kannte ihn von Angesicht. Er war ein wandernder Apostel der Freiheit.

Es ist nicht meine Aufgabe, die nationale Bedeutung dieses Mannes aus einander zu setzen. Sie wird Ihnen von anderm Munde geschildert werden. Wir haben es mit dem Dichter der Freiheitskriege zu thun. Und hier müssen wir nun zunächst hervorheben, daß Arndt 20 Jahre älter wie Körner, und 14 Jahre älter wie Schenkendorf war. Wie diese beiden Poeten hatte er sich gleichfalls in gebundener Rede versucht und gehörte zu den Jüngern der classischen Periode. Klopstock, Goethe und Schiller

sind nicht ohne Einfluß auf ihn geblieben. Eine besondere Eigenartigkeit legte er nicht an den Tag. Da treten die großen Kämpfe der Zeit an ihn heran und lösen ihm die Zunge. Er ist mit Einem Male der mächtige Dichter, zu dem das Geschick ihn bestimmt hatte.

In seinem Lied der Freien aus dem Jahre 1803 hält der Dichter sich noch in der Region kosmologischer Abstraction:

Drum selig, wem fürs Vaterland
Der fromme Kampf gefällt,
Der, wo er siegend überwand,
Mit schönen Wunden fällt!
Er rufet: Freiheit lebe hoch,
Die ganze Welt sei frei,
Zerbrochen des Despoten Joch,
Zermalmt die Tyrannei!

Als er 1806 das Lob des Eisens singt, wird die Sprache schon leidenschaftlicher:

Bleib, Eisen, Männern hold,
Laß Knechte Gold begehren,
Wer deine Kraft gewollt,
Der wollte hohe Ehren,
Der wollte herrlich leben
Und herrlich untergehn,
Drum sei dir Preis gegeben,
O Eisen, schwarz und schön!

Es fehlt schon in diesen Jahren in den Arndt'schen Gedichten nicht an vielfachen Andeutungen der Theilnahme an den Geschicken des Vaterlandes, seine meisten Lieder sind indeß erotischer und anakreontischer Art. Im Jahre 1810 aber singt er:

Zu den Waffen, zu den Waffen,
Als Männer hat uns Gott geschaffen!
Auf, Männer, auf, und schlaget drein!
Laßt Hörner und Trompeten klingen,
Laßt Sturm von allen Thürmen ringen,
Die Freiheit soll die Losung sein!

Im folgenden Jahre heißt es:

Auf zur Rache, auf zur Rache,
Erwache, edles Volk, erwache!

Je näher der Kampf rückte, um so frischer und schneidiger rauscht sein Gesang. 1812 erhebt der Dichter eines seiner schönsten Lieder:

Der Gott, der Eisen wachsen ließ,
Der wollte keine Knechte,
Drum gab er Säbel, Schwert und Spieß
Dem Mann in seine Rechte,
Drum gab er ihm den kühnen Muth,
Den Zorn der freien Rede,
Daß er bestände bis auf's Blut,
Bis in den Tod die Fehde.

Bald boten ihm die Ereignisse den vielfachsten Stoff. Er ruft:

Frisch auf, ihr Kameraden, wir ziehen in's Feld,
Wir haben unser Herz auf Franzosen gestellt!

Und jetzt wird er der wahre Volksdichter des großen Krieges. Er singt das Lied vom Schill, vom Gneisenau, vom Dörnberg, vom Scharnhorst, vom Stein, das Lied vom Feldmarschall Vorwärts:

Was blasen die Trompeten, Husaren heraus,
Es reitet der Feldmarschall im fliegenden Saus,
Er reitet so freudig sein muthiges Pferd,
Er schwinget so schneidig sein blitzendes Schwert.

O schauet, wie ihm leuchten die Augen so klar,
O schauet, wie ihm wallet sein schneeweißes Haar,
So frisch blüht sein Alter wie greisender Wein,
Drum kann er Verwalter des Schlachtfeldes sein.

— — — — — — — — — — —

Dem Siege entgegen zum Rhein, übern Rhein,
Du tapferer Degen in Frankreich hinein!

In gleicher Weise dichtet Arndt Lieder für den deutschen Wehrmann. Dann aber begleitet er die großen Schlachten mit herzerhebenden Liedern. Er läßt in dieser Zeit denn auch jenen Gesang erklingen, welcher gewisser Maßen das deutsche Nationallied geworden ist und den Zweck zu haben scheint, unsere ganze freiheitliche Entwicklung zu begleiten:

Was ist des Deutschen Vaterland,
Ist's Preußenland, ist's Schwabenland,

Ist's, wo am Rhein die Rebe blüht,
Ist's, wo am Belt die Möve zieht?
O nein, nein, nein,
Mein Vaterland muß größer sein!

Doch genug der Proben, die jeder Deutsche kennen muß. Diese Lieder waren alle aus der lebendigsten Fülle eines heißen feurigen Herzens entsprungen und wurden sofort auf den Wellen der Melodie durch das deutsche Land getragen. Der Soldat, der Bürger, der Landmann sang sie. Und noch heute sind sie im Schwunge wie damals. Dazu gesellen sich die Gesänge, welche noch täglich bei den Zusammenkünften der Studenten erklingen:

Aus Feuer ward der Geist geschaffen,
Drum schenkt mir süßes Feuer ein,
Die Lust der Lieder und der Waffen,
Die Lust der Liebe schenkt mir ein,
Der Traube süßes Sonnenblut,
Das Wunder glaubt und Wunder thut!

Und:

Bringt mir Blut der edeln Reben,
Bringt mir Wein!
Wie ein Frühlingsvogel schweben
In den Lüften soll mein Leben
In dem Wein.

Aus diesen Andeutungen läßt sich freilich kein vollständiges Bild der Macht, Kraft und Fülle, mit welcher Arndt Gedanken und Sprache zu Gebote stehen, entwickeln. Grade in Beziehung auf die Sprache ist er oft wunderbar frisch, neu, ursprünglich. Man hat mit Recht gesagt, daß seine Ausdrucksweise an Luther erinnert, der, wie Arndt, aus Bauernblut entsproß. Bauernmund spricht grad und gesund. Freilich fehlt es unserm Dichter nicht an Härten und Kühnheiten. Seine Naturlaute überwiegen aber eine zu fein gedrechselte Kunstfertigkeit. Ueberdies macht sich häufig ein überaus feines musicalisches Gefühl in seinen Versen geltend. Er ist sogar, ohne daß er im Stande war, die Noten aufzuschreiben, der Erfinder mancher Melodie zu seinen Liedern, die heute als Volkslied gilt.

Dieser Mann, der den ganzen historischen Inhalt der großen Zeit der Freiheitskriege mit einer Wucht und Gewalt in das Lied faßte, wie sie keinem der andern gleichzeitigen Sänger zu Gebote stand, siedelte sich nach der Befreiung Deutschlands am Rheine an. Er wurde 1818 Professor in Bonn und baute sich ein Haus oberhalb der Stadt, aus dessen Fenstern er Strom, Gebirg und Ebene übersah. Er war der wahre Wächter am Rhein! Seltsamer Wechsel! Bald sang er:

Löwenzeit war
Fröhliche Zeit,
Zornig und klar
Blitzte der Streit;
Offene Gefechte
Dräute die Rechte,
Sieg hatte Ehren,
Tod hatte Zähren,
Hin ist die Zeit.

— — — —

Fuchszeit ist jetzt.
Wedelnder Schwanz
Wirbt sich zuletzt
Streichelnd den Kranz.
Schmeicheln und Heucheln,
Bübeln und meucheln
Mußt Du verstehn,
Wenn Du willst stehn
Vorderst im Tanz.

Wer wird es über hundert Jahre glauben! Dieser Patriot vom reinsten Wasser wurde mißliebig, man verflocht ihn in die Demagogen-Untersuchungen. Gehen wir an dieser traurigen Zeit vorüber, bis das Jahr 1840 den Dichter in seine alten Ehren einsetzte. Er saß 1848 im Frankfurter Parlament. Sein Greisenalter war schön, licht und heiter. Er starb mehr als neunzig Jahre alt und bis in die letzten Tage rüstig an Leib und hell an Geist am 29. Januar 1860. Sein Grab liegt auf dem Friedhofe zu Bonn. So ruhen denn zwei Dichter der Freiheitskriege im Rheinthal, sie liegen auf dem linken Ufer, das deutsch bleiben soll in alle Ewigkeit!

Außer diesen Männern nahmen auch andere Dichter an der patriotischen Poesie Theil. Hin und wieder finden sich bei den Romantikern Anklänge an die Zeit wie bei Arnim und Clemens Brentano. Fouqué machte die ersten Feldzüge gegen Napoleon mit, mußte sich aber später wegen seiner Gesundheit zurückhalten. Er dichtete das bekannte Lied: „Frisch auf zum fröhlichen Jagen". Heinrich von Kleist, der gleichfalls in der Armee diente, war kein Lyriker, aber sein echt patriotisches Herz glüht in der Hermannsschlacht und in seinen Erzählungen. Die trostlose Lage des Vaterlandes drängte ihn 1811 zum Selbstmorde. Joseph von Eichendorf machte den Krieg von 1813 bis 1816 mit. In seinen Gedichten finden sich viele Zeitbilder, aber sie sind genrehaft und auf kleine Ereignisse gerichtet. Auch Friedrich Förster und Follen sind zu nennen. Unter den jungen Kriegern, welche in den hundert Tagen gegen Napoleon zogen, befanden sich auch Graf August von Platen-Hallermünd und Karl Immermann. Beide haben später über die große Zeit reflectirt. Andere Dichter, wie Stägemann und Rückert, standen dem Kampfe fern. Der erste war ein alter Mann, als er begann, der andere befand sich beim Beginne in einem leidenden Zustande. Jener war formel schön in seinen Gedichten, aber in den Gedanken kühl, dieser kräftig und scharf. Gleichwohl merkt man beiden an, daß sie nicht mit dem blanken Eisen hinausritten.

Und wie viele andere Männer haben damals gesungen. Boyen, der General, sang ein Lied, das sich erhalten hat. Die Officiere sangen, die Gemeinen sangen. Bürger und Bauern sangen. Es ließe sich eine neue Vorlesung über diese echte Volks-Literatur halten, die im Feld, auf dem Marsch, im Bivouak, in der Schenke entstand und die so recht deutlich die Bewegung darthut, welche alle Herzen durchdrungen hatte. In den aufgeregtesten Zeiten der deutschen Geschichte, in den Kreuzzügen und in der Reformation — denn Cabinetskriege haben stets wenig Lieder erzeugt — war die Liedersucht nicht heller und häufiger gewesen. Spott, Hohn, Humor, Traurigkeit wechseln in diesen unmittelbarsten Ausströmungen in bunter Entwicklung. Ist es nicht, als hörten wir Lieder aus den naivsten Perioden, wenn es heißt:

Wer so aus Rußland wandern muß — o weh,
Der hat zu Hause viel Verdruß — o weh,
Kanonen, Pferde, Soldaten sind weg,
Nun steckt er bis über die Ohren im Dreck,
O weh, o weh, o weh,
Juchhe, juchheissa, juchhe!

Oder:

Frisch auf, ihr Kosacken, wir müssen in den Krieg,
Weil Alexander erhält uns den Sieg.
Wir müssen marschiren zu den Franzosen hinaus,
Weil sie wollen bestreiten das russische Haus.
Juchheirasasa, Kosacken waren da,
Sie haben lange Bärte, wie der Teufel stehn sie da.

Oder:

O du Waterloo, o du Waterloo, du schändliches Nest,
Wo so mancher junge Bursche sein Leben verläßt.

Uns was lehrt uns diese reiche, schöne Zeit? Die Geschichte der Thaten und des Geistes, in dessen Dienste unsere Sänger standen, liefert den Beweis, daß das ganze deutsche Volk in seiner Breite und Tiefe den lebhaftesten Antheil an den Ereignissen nahm. Das deutsche Volk in seiner Gesammtheit trat damals zuerst mithandelnd in der Geschichte auf. Dieser Gedanke kann nicht verloren gehen. Man hat ihn oft zurückgedrängt, er taucht immer wieder auf. Das Heldenblut aller Stände hat ihn besiegelt. Was damals geahnt wurde, ist zum Theil erreicht. Die neuen Staatsbildungen beruhen auf der Theilnahme aller Staatsbürger. Wir wandern immer weiter, um in die Zustände gesetzmäßiger, durch vereinbarte Rechte begränzter Freiheit zu gelangen. Auch die deutsche Kaiseridee ist ein Erbtheil jener Tage. Sie wird sich über kurz oder lang verwirklichen.

Das ganze Deutschland soll es sein!
O Gott vom Himmel sieh darein
Und gib uns rechten deutschen Muth,
Daß wir es lieben treu und gut.
Das soll es sein,
Das ganze Deutschland soll es sein!

Fichte und Arndt als geistige Mitkämpfer der Befreiungszeit.

Vom Gymnasial-Director Dr. Herbst.

Hochverehrte Anwesende!

Mit besonderer Vorliebe, ich möchte sagen, mit einem Gefühl der Sehnsucht und des Heimweh's wenden sich die edleren Geister unseres Volkes gegenwärtig in die Zeiten der Befreiungskriege zurück, zu den Heldengestalten jener großen Zeit und zu dem Heldengeiste, der damals im Volke lebte und Alles mit sich fortriß. Und warum dies? — Bei Vielen ist der Grund schon ein persönlicher und wirkt darum nur um so stärker. Es lichten sich die Reihen der Kämpfer von Leipzig und Waterloo mehr und mehr, die eisernen Kreuze, die Denk- und Ruhmeszeichen jener Tage, werden seltener, aber in denen, die noch leben, glimmt großentheils der Funke weiter und lodert oft, von Zeiterscheinungen der Gegenwart angefacht, zur hellen Flamme wieder auf: Jene Erinnerungen bilden den größten Besitz ihres Lebens. So zieht es die Alten zurück in die Zeit, wo sie jung waren und welche Jugend durchlebten! Und den Jungen reichen sie die Fackel weiter in lebendiger Tradition; Söhne und Enkel folgen gern den Erinnerungen ihrer Väter und Großväter, und welch' magische Wirkung hat das Große, das, selbst erlebt, aus dem Munde nahestehender Menschen uns entgegen gebracht wird! Aber es ist nicht allein jene Jugendsehnsucht der Alten, jener liebevolle Antheil der Jugend, es ist noch ein Anderes, es ist die Flucht aus unserer zerrissenen, zweifelnden, halben Zeit

in eine Zeit, die aus Einem Guß, beseelt von Einer Seele, ebenso gedemüthigt durch tiefen Fall, wie erhoben zu nie geahnter Glorie, vor unserem geistigen Auge steht. Sie steht, eben weil noch lebendige Zeugen leben, gleichsam in der Mitte zwischen Gegenwart und Geschichte, wir nähren uns, wir leben noch von jenem Geiste, wir wärmen uns noch an jenem Feuer, aber in dem schmerzlichen Gefühl, daß unsere Gegenwart, so reich sonst, jener herzerfrischenden, geistigen und sittlichen Einheit des Ziels wie des Strebens entbehrt. Aber in einer aufrichtigen Sehnsucht liegt auch etwas Prophetisches, ein tiefes Bedürfniß nach dem Schönen und Großen des vergangenen Lebens verbürgt eine Art Wiederkehr in der Zukunft.

Diese Betrachtung hat auch mich bewogen, Ihnen heute zwei Gestalten vorzuführen, die zwar nicht als kriegerische Führer der Bewegung, des Kampfes gegen den großen Weltbedränger dastehen, wohl aber unter den geistigen Führern des Volkes, unter den Bahnbrechern, die in der Zeit der Unterdrückung das deutsche Banner hoch trugen, deren Schriften und Lehren eine Schule der Gesinnung sein sollten und waren. Ich habe gerade diese Wahl getroffen, weil es mir, dem jüngeren Manne, der wenigstens nie im Kampf die Waffen getragen, nicht geziemend schien, Ihnen Kriegsbilder oder militärgeschichtliche Fragen vorzulegen, wie es die verehrten Redner vor mir, die mitgekämpft oder deren Beruf das Waffenhandwerk ist, mit Recht und zu unserer Freude und Belehrung gethan.

Fichte und Arndt sind die beiden Namen, über deren Wirken vor und in den Befreiungskriegen ich in kurzen Zügen reden will. Daß ich diese Beiden zusammenstelle, hat seinen guten Grund. Nicht bloß deßhalb, weil beide auf Ein nationales Ziel ihre geistigen Waffen richten, sie haben außerdem noch manche Wechselbeziehung. Beide sind als Bauernsöhne aus den Tiefen des deutschen Volkslebens heraufgestiegen und haben seine geistigen Höhen eingenommen; beide verbindet das Band des Lehrers und Schülers, denn Arndt hat als Student in Jena zu den Füßen des großen Philosophen gesessen und ist, wie er selbst bekennt, von dessen „tapferer Persönlichkeit" begeistert worden;

beide haben ihr politisches Hauptwerk, Fichte seine „Reden an die deutsche Nation", Arndt die ersten Theile seines „Geistes der Zeit" fast gleichzeitig und mit ähnlicher Wirkung ausgehen lassen; beide endlich sind geborene Nichtpreußen (nach der Familientradition beide Sprößlinge schwedischer Voreltern), werden aber gerade in seiner Unglücksperiode von diesem Staate der deutschen Hoffnung angezogen und seine begeisterten Bürger. Gehören sie aber wirklich, die Männer der Feder, in den Kreis der Befreiungshelden? Auf den meisten Entwürfen zum hiesigen Königs-Denkmal finden wir praktisch die Frage beantwortet, indem dort beide in den Reihen der Feldherren und Staatsmänner jener großen Zeit als Ebenbürtige auftreten. Und gewiß ist es an der Zeit, den alten Gränzstreit zwischen Feder und Schwert, Wort und That, der fast an jenes Märlein des Menenius Agrippa erinnern könnte, endlich ruhen zu lassen. Wohl Niemand läugnet jetzt mehr, daß gerade das Große und Gewaltige der Befreiungszeit in dem harmonischen Zusammenwirken aller Volkskräfte, der geistigen und materiellen, gelegen habe, die alle in den Dienst des einen großen Zweckes der Abschüttelung des Joches traten. Hier bilden Leyer und Schwert, Feder und Degen ein Ganzes zum Heile des Vaterlandes! Es ist nur eine Theilung der großen Arbeit. Auch das lebendige Wort wird zur That! Und wissen wir nicht alle, wie sich Napoleon gerade vor der deutschen Ideologie und ihrer verborgenen Macht als einem unheimlichen und unangreifbaren Feinde gefürchtet?

I.

Wunderbare Lebens- und Bildungswege wurde Fichte, der einsame Denker, geführt, ehe er ein Rüst- und Werkzeug der politischen Bewegung ward.

Gerade vor hundert Jahren — am 19. Mai 1762 — am Ausgange des siebenjährigen Krieges, der um seine Heimat fast ununterbrochen tobte, ward Fichte geboren. Sein Geburtsdorf (Rammenau) liegt in der sächsischen Lausitz, unweit Camenz, der

Vaterstadt Lessing's, dessen Schriften so großen Einfluß auf die Entwicklung des Jünglings gewinnen sollten. Auch seine Wiege stand am Webstuhl seines Vaters, der ein Bandwirker war; ein Mann übrigens von starkem Willen und festem Wort, dem der gewiß nicht überweiche Sohn noch in Mannesjahren, als er bereits tief aus den Quellen der Philosophie gekostet hatte, das schlichte Gebet widmete: „Mache mich, Gott, zu so einem guten, ehrlichen, rechtschaffenen Manne, und nimm mir alle meine Weisheit, und ich habe immer gewonnen." Auch eine prophetische Stimme fehlte an seiner Wiege nicht. Ein alter Großoheim weissagte, er werde einst ein Mann werden zum Troste und zur besonderen Freude seiner Eltern. Schon das Kind zeigt auch hier im Keime den Mann; auf der einen Seite den träumerischen Hang zur Einsamkeit und Contemplation, auf der anderen die willensstarke Selbstständigkeit nicht ohne Eigensinn — wir sehen schon die Elemente zum Philosophen und zur unbeugsamen Energie, aus denen der Mann besteht. Aufgenährt mit der einfachen geistigen Kost eines deutschen Bauernlebens, Bibel, Katechismus, Liedern und Volksbüchern, ward er das Wunder seines Dorfes durch die Gabe, ganze Predigten, die er gehört, fast wortgetreu wiederzugeben, — eine Gabe, die eines Herrn v. Miltitz Aufmerksamkeit erregte, durch dessen Edelmuth er in eine höhere Schulbildung eintrat. Erst in einem Pfarrhause auf dem Lande, in der malerischen Gegend von Meißen, vorgebildet, kam er dann in die klösterliche Stille der alten Fürstenschule zu Schulpforta. Das griechische und römische Alterthum ward ihm dort aufgeschlossen, aber auch die neudeutsche Literatur, Lessing's, Wieland's, Goethe's Schriften fanden trotz alles Verbots Eingang in die Klostermauern und in die jungen Geister. Aber auch hier, unter alten und jungen Classikern, fehlte dem originellen Knaben die Charakterprobe nicht. Tyrannisirung älterer Schulgenossen, wie sie damals noch so oft in jenen Schulen geübt wurde, empörte sein Freiheitsgefühl, er entfloh, nur der Gedanke an die Mutter führte ihn zu seiner Pflicht zurück. Seine Studienzeit — er bezog 1780 die Hochschule zu Jena, um Theologie zu studiren — war eine Zeit härtesten Druckes, aber eben dadurch auch eine

Stählung seiner sittlichen Kraft. Sein großmüthiger Pflegevater war gerade gestorben, er stand fast hülf- und mittellos da. Aber gerade dieser Lebenskampf, der schwache Naturen gebrochen hätte, entfaltete in Fichte, dieser geborenen Kämpfernatur, jene Geringschätzung der Außenwelt, ließ ihn den Schwerpunct des Seins mehr und mehr in der inneren Welt seines Ichs finden. Die Theologie ward ihm bald Nebensache, Hauptsache die Philosophie in jenem philosophischen Jahrhundert. Aber nicht gleich in der Gestalt, die ein Abbild seiner eigenen Persönlichkeit war. Anfangs war der Geist, der in seinem Mannesalter der lauteste Herold unbedingter Freiheit und des absoluten Willens werden sollte, Determinist und kannte nur Ergebung, Passivität, Fatalismus. Erst das Studium der Kant'schen Philosophie lehrte ihn, bis zur einseitigsten Schroffheit, in der Freiheit des menschlichen Willens, an dem als dem einzig Realen sich nach seinem Glauben die Macht der ganzen Welt brechen sollte, das einzige Moralprincip erkennen, aber so, daß an diesen Willen ein absolutes Gebot sich richte, das über jede Neigung und Leidenschaft allmächtig herrsche. Diese weltüberwindende Gewalt menschlichen Willens hatte er, wie gesagt, Gelegenheit genug, in der harten Schule des Lebens praktisch zu üben, ehe sie ihm als oberster Grundsatz der Erkenntniß aufging. Seinen entbehrungsvollen Studienjahren folgten neun eben so drückende Hauslehrerjahre, da Zweifel an seiner Rechtgläubigkeit einer Anstellung im Wege standen. Es war eine eigene Zeit! Einer der größten Geister der Nation geht unbemerkt in Dunkelheit und Mangel einher, mitunter bis zum Aeußersten der Noth, verschlagen nach der Schweiz, nach Polen. Nur ein Stern ging ihm neben seiner inneren Welt, die ein Noli me tangere war, während dieser Irrfahrten auf: er fand in Klopstock's Nichte, damals in Zürich, eine Lebensgefährtin, die eine wirkliche Gehülfin seines äußeren und inneren Lebens werden sollte.

Ein Vaterland hatte Fichte noch nicht. Wer hatte überhaupt damals in Deutschland ein Vaterland? Das alte Reich mit seinen 300 souverainen Gliedern war eine Mumie, die weder Achtung noch Theilnahme einflößte. Geborener deutscher Kleinstaatler,

Jahre lang Bewohner der Schweizer-Republik, Verehrer Rousseau's, Zeitgenosse der französischen Revolution, wurde Fichte Anfangs mächtig von der demokratischen Zeitströmung ergriffen. „Nicht bloß denken will ich, ich will handeln", schreibt er an seine Braut. Aus seinem strengen Incognito tritt der obscure Hauslehrer durch seine unter Kant's Augen in Königsberg geschriebene Jugendschrift, die man Anfangs für ein Werk des Meisters selbst hielt: „die Kritik aller Offenbarungen". Sein Ruhm war entschieden, sein Name im Munde aller Freunde der Wissenschaft in Deutschland; bald ging er als Professor der Philosophie an dieselbe Universität, nach Jena, wo er einst gelernt und gedarbt hatte. Nur fünf Jahre dauerte seine dortige Lehrthätigkeit, aber es war eine der glänzendsten, die Deutschland kennt. Fichte war der geborene akademische Jugendlehrer, Jena damals die besuchteste, an großen Lehrern reichste, von wirklich wissenschaftlichem Enthusiasmus beherrschte deutsche Universität. Nicht die Schriftstellerei war Fichte's Hauptgabe, sondern das freie, lebendige Wort, die Meisterschaft des mündlichen Vortrags, der, getragen von seiner energischen, schneidigen, geistesfrischen Persönlichkeit, die strebende Jugend trotz der Dunkelheiten und Tiefen seines Systems mit fortriß. „Sein Vortrag", berichtet ein Ohrenzeuge, „rauschte dahin wie ein Gewitter!" Fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit der Entwicklung seines Systems, das freilich eines der schwierigsten ist, ermüden werde. Nur daran erinnere ich, daß die berühmt gewordene Formel des Ich und Nicht-Ich und das Verhältniß beider zu einander nichts Anderes sagen will, als daß der bewußte Geist das schöpferische Princip alles Lebens ist, daß also alle geschichtlichen Verhältnisse auch sich beugen müssen vor dem kühnen Schöpferwort „es werde". Dieser Standpunct aber führte Fichte nothwendig der Zeit gegenüber zu reformatorischen Ideen, zum Wirken auf die Welt, zum Handeln. So griff er ebenso reformirend ein in das naheliegende Studentenleben, wie er in das Volks- und Staatsleben weiter hinausgriff. Daher beschäftigten ihn Begriff und Wesen des Staates in einer — für Deutschland — fast staatlosen Zeit sehr lebhaft. Echt deutsch, muß die Idee und Wissenschaft

das allgemeinere Interesse hieran erst wieder gründen helfen. Ueber die französische Revolution schrieb er 1793; eine Rechtslehre drei Jahre später — beide Schriften verrathen noch Rousseau's Jünger. — Aus dem reichen Geistesverkehr in Jena, der ihn fast allen Hauptgrößen unserer damaligen Literatur, Goethe, Schiller, Schelling, W. v. Humboldt, Schlegel, Tieck, Novalis u. A. nahe gebracht hatte, riß ihn die (in dieser Form) unverdiente Anklage des Atheismus. Für sein inneres und äußeres Leben war dieser Vorgang von Bedeutung. Für sein inneres: es führte ihn, den von Haus aus religiös gestimmten Mann, diese Lebenserfahrung zu einer tieferen Erfassung der realen Mächte und Factoren des Lebens, des Christenthums und der Weltgeschichte. Der schroffe Gegensatz von Ich und Nicht-Ich mildert sich; er findet, ohne seine Reform-Ideen aufzugeben, allmählich die Brücke zu den Verhältnissen und dem Gange des Außenlebens. Sein äußeres Leben erhält nun eine neue Gestalt, indem er in Preußen, und zwar in der Hauptstadt des Landes, ein Asyl findet; damit fällt eben dem vielumgetriebenen Philosophen erst ein Vaterland, ein Staat, ein realer Boden für sein Wirken zu. Die politische Abstraction, der Demokratismus weicht auch hiedurch einer besonneren Staatsansicht. Immer mehr monarchische und patriotische Elemente nimmt er in sich auf; und derselbe Mann, der noch fünf Jahre zuvor in einem Reisebriefe vom Rheine an seine Frau mit Schadenfreude schrieb, „Alles ohne Ausnahme hasse die preußischen und österreichischen Völker, verachte und verlache sie und spotte ihrer Niederlagen", derselbe Mann wurde nun ein guter Preuße, ja, in Preußens Unglücks-Periode seit 1806 in steigendem Maße. Der junge König Friedrich Wilhelm III. bemerkte selbst über Fichte's Zulassung in Preußen: „Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, wie ich vernehme, so gestatte ich ihm gern den Aufenthalt in meinen Staaten. Ueber seine religiösen Grundsätze zu entscheiden, kommt dem Staate nicht zu." Ich erinnere dabei, nicht ohne patriotischen Stolz, daß Preußen fast alle bedeutenden Philosophen Deutschlands, von Leibnitz bis Hegel und Schelling, an sich zu ziehen gewußt hat, wenn es auch die wenigsten im eigenen

Lande erzeugte. Fichte hielt in Berlin Anfangs Vorlesungen vor Männern; die ersten Staatsmänner befanden sich darunter. Den Vorträgen über die Grundzüge des „gegenwärtigen Zeitalters" (1804—1806) folgten in den Wintermonaten 1807—1808 die ungleich wichtigern, die wie ein Blitz einschlugen und zündeten, die „Reden an die deutsche Nation". Die Tage von Jena und Auerstädt hatten die Monarchie Friedrich's des Großen, damit aber, so schien es, den letzten Rest deutscher Ehre und Freiheit zu Grabe gebracht. Bodenloses Elend, Nacht und Verzweiflung! — Fichte selbst verließ flüchtend Berlin und lebte bis zum Abschluß des traurigen Tilsiter Friedens in Königsberg, wo er auch mit dem Dichter Schenkendorf in Verbindung trat, in Memel, Kopenhagen. Heimgekehrt zu Frau und Kind, die in Berlin geblieben waren, trieb ihn die Ueberzeugung, nur aus dem innersten Geistesleben des deutschen Volkes könne eine heil- und wirksame Reaction gegen den Sieger, eine Regeneration des Vaterlandes ausgehen, zu jenen so berühmt gewordenen Reden. Es galt, die französische Revolution und ihre Ausgeburt, die Napoleonische Herrschaft, mit ihren eigenen Waffen, durch die Entbindung der Volkskraft, zu schlagen, und nach deutscher Weise, vor Allem innerlich, durch Bildung der Gesinnung. Diese Jahre 1807—1812 haben noch immer ihren großen Reiz; sie verhalten sich zum Befreiungsjahre wie Verheißung zur Erfüllung; wie ein Frühlingsblick zur Zeit der reifenden Früchte. Während der Koloß der Napoleonischen Macht gerade damals zu schwindelnder Höhe emporwächs't, zeigt es sich, daß er auf thönernen Füßen steht, daß der stolze Bau unterminirt ist durch die elementaren Kräfte des erwachenden Volksthums. Auch alles, was in der deutschen Natur Großes, Schönes, Eigenes ist, arbeitete in der Stille gegen die Tyrannei. Es ist eine geweihte Stätte, der Saal der Akademie in Berlin, wo Fichte jene „Reden" hielt, während seine Stimme oft von den Trommeln der französischen Besatzung, die durch die Straßen wirbelten, übertäubt und sein Vortrag durch allgemein bekannte Spione im Auditorium belauscht wurde. Mehrmals gingen auch Gerüchte durch die Stadt, er sei vom Feinde abgeführt worden.

Und was ist's, was diesen Reden ihre mächtige Wirkung gab? Etwa eine glänzende Rhetorik, Wortschmuck und Bilderfülle? oder politischer Fanatismus? — Nichts von dem allem. Die Gedankenschwere und Tiefe, die logische Schärfe und ruhige Klarheit schließen schon alles Fanatische aus; auch in ihnen bewahrt Fichte, wie er einmal in jüngeren Jahren an seine Braut schrieb, „sein stürmendes Herz unter der kalten Stirn.“ Keine directe Injurie gegen den Sieger kommt vor; nur zwischen den Zeilen lesen wir den herben Groll. Ja, nicht einmal populär im gewöhnlichen Sinne sind diese Reden, so wenig, daß nur eine geistig sehr erlesene Zuhörerschaft ihnen folgen konnte. Und doch ist es selten in dem Maße erlebt worden, daß Worte Thaten sein können; wie eine Schlacht, ja, wie ein Sieg der guten Sache wirkten die Vorträge. Der Grund liegt in ihrem Inhalt, in den Zeitverhältnissen, in des Redners großer Persönlichkeit. Um zwei Hauptpuncte bewegt sich der Inhalt. Einmal will Fichte ein Bild des deutschen Volkscharakters in seiner Ursprünglichkeit und seinem Unterschiede von den romanischen und romanisirten Nationen aufstellen — ein Bild, zu dem er die Farben aus der Natur und Geschichte unseres Volkes nimmt, das er, ein politischer Bußprediger, als Spiegel der von dem Urbilde abgefallenen Gegenwart vorhält. Der Untergang des deutschen Volkes würde der Untergang der Cultur sein; daher sei keine Nation auf Erden, schon des göttlichen Weltplanes wegen, so sehr verpflichtet, für ihr Erhaltung zu sorgen, als die deutsche. Dann zeigt er das einzige Mittel der Erhebung aus tiefem Fall. Nicht mechanisch, nicht von außen, nicht durch Flickwerk könne geheilt und geholfen werden. Das deutsche Volk als ein Volk des Geistes vertrage nur innere, geistige, dynamische Mittel; die Quelle des Falls und Unheils müsse gereinigt oder verstopft werden, wenn der Strom des Volkslebens wieder hell, klar, ursprünglich fließen solle. Das Mittel zu dieser sittlichen und nationalen Wiedergeburt liege aber in einer erneuten Jugenderziehung. Das deutsche Volk sei gestorben oder auf den Tod erkrankt an der Selbstsucht. Furcht und Hoffnung seien die egoistischen Lebensmotive bei

Regierenden und Regierten gewesen. Nun aber sei in dem gefallenen Vaterlande nichts mehr zu fürchten oder zu hoffen, man müsse neue Antriebe suchen. Und wo anders als in einer besseren Bildung des Erkenntnißvermögens und in einer Richtung des Willens von der Selbstliebe auf die Liebe des Guten? Die falsche Freiheit des Willens müsse gänzlich vernichtet und dafür strenge Nothwendigkeit der Entschlüsse hervorgebracht werden. Ganz losmachen von der verderbten Gegenwart müsse man das junge, noch unverdorbene Geschlecht, und es anleiten, in seinem Geiste selbstthätig Bilder eines besseren Zustandes zu erzeugen, keine Nachbilder der Wirklichkeit, und es durch ein Gemeinschaftsleben, ein Abbild im Kleinen einer besseren gesellschaftlichen Ordnung, auch praktisch zu einem neuen Leben erziehen. Für die Methode des Unterrichts ist ihm Pestalozzi, den er schon in der Schweiz kennen und hochachten gelernt hatte, Vorbild, ja, man kann sagen, daß durch Fichte's Empfehlung die Pestalozzi'schen Grundsätze erst eine allgemeine Beachtung in Deutschland, in Preußen vor Allem, gefunden haben. Es ist hier weder Ort noch Zeit, seine Gedanken ins Einzelne zu verfolgen. Worin er geirrt — und die größte Selbsttäuschung liegt in dem schönen Traume, die neue Erkenntniß an sich bewirke auch die Wiedergeburt, die Philosophie erzeuge das Leben, das neue Gesetz habe auch die innere Kraft, zum Gehorsam zu zwingen; in dem Widerspruch, in der so grundverderbten Welt doch die Jugend noch für unberührt zu halten und eben so unverdorbene Erzieher finden zu wollen, — worin er geirrt, sage ich, ist jetzt leicht und wohlfeil zu entdecken. Aber wer will bei diesen Vorschlägen, die aus dem Schmerz und der Verzweiflung der furchtbaren Zeit herausgeboren sind, Spott oder Kleinmeisterei treiben, zumal die Reden wie der Redner selbst solchen Ernst, solche Liebe, so hohen Gedankenflug zeigen? „Ich weiß aus unmittelbarer Erfahrung an mir selbst," — sagt er in der neunten Rede — „daß es so etwas, wie deutsche Vaterlandsliebe gebe, kenne den unendlichen Werth des Gegenstandes derselben, diese Liebe hat mich allein getrieben, auf jede Gefahr zu sagen, was ich gesagt habe und noch sagen werde, indem uns dermalen nichts

übrig geblieben ist, denn das Sagen, und sogar dieses auf alle Weise gehemmt und verkümmert wird." Ja, auch wo er irrt, ist Fichte ein großer Mann. Nur eine kleine Probe aus der achten Rede erlaube ich mir Ihnen vorzulegen: Volk und Vaterland, hatte der Redner dargelegt, seien das Unterpfand der irdischen Ewigkeit. „In diesem Glauben", fährt er fort, „setzten unsere ältesten gemeinsamen Vorfahren, das Stammvolk der neuen Bildung, die von den Römern Germanier genannten Deutschen, sich der herandrängenden Weltherrschaft der Römer muthig entgegen. Sahen sie denn nicht vor Augen den höhern Flor der römischen Provinzen neben sich, die feineren Genüsse in denselben, dabei Gesetze, Richterstühle, Ruthenbündel und Beile in Ueberfluß? Waren die Römer nicht bereitwillig genug, sie an allen diesen Segnungen Theil nehmen zu lassen? Erlebten sie nicht an mehreren ihrer eigenen Fürsten, die sich nur bedeuten ließen, daß der Krieg gegen solche Wohlthäter der Menschheit Rebellion sei, Beweise der gepriesenen römischen Clemenz, indem sie die Nachgiebigen mit Königstiteln, mit Anführerstellen in ihren Heeren, mit römischen Opferbinden auszierten, ihnen, wenn sie etwa von ihren Landsleuten ausgetrieben wurden, einen Zufluchtsort und Unterhalt in ihren Pflanzstätten gaben? Hatten sie keinen Sinn für die Vorzüge römischer Bildung, z. B. für die bessere Einrichtung ihrer Heere, in denen sogar ein Arminius das Kriegshandwerk zu erlernen nicht verschmähte? Keine von allen diesen Unwissenheiten ist ihnen aufzurücken. — — Wofür haben sie denn also mehrere Menschenalter hindurch gekämpft im blutigen Kriege? Ein römischer Schriftsteller läßt es ihre Anführer also aussprechen: „„ob ihnen denn etwas Anderes übrig bleibe, als entweder die Freiheit zu behaupten, oder zu sterben, bevor sie Sclaven würden."" Freiheit war ihnen, daß sie eben Deutsche blieben, ihrem eigenen Geiste getreu, und daß sie diese Selbstständigkeit auch auf ihre Nachkommenschaft fortpflanzten: Sclaverei hießen ihnen alle jene Segnungen, die ihnen die Römer antrugen, weil sie dabei etwas Anderes, denn Deutsche, weil sie halbe Römer werden mußten." — Die Wirkung dieser Reden war, wie bemerkt, eine große. Gleichzeitig

gedruckt drangen sie weit über den Hörsaal hinaus. Der neue, von Fichte mit heraufbeschworene Geist der deutschen Jugend, des deutschen Volkes, brach hervor. Auch der Staat Preußen hatte es nicht an sich fehlen lassen — zum Theil ganz unmittelbar durch Fichte angeregt —, ihn zu pflegen und zu bilden. Vielfache Verbesserungen des Unterrichtswesens fallen in diese Zeit, das Turnen kam auf; vor Allem ward die berliner Universität gegründet, über deren Plan man Fichte zuerst befragte, deren zweiter Rector — gerade vor einem halben Jahrhundert — er war. All das waren moralische Eroberungen unvergänglicher Art! Als das Jahr 1813 kam und am 3. Februar der Aufruf des Königs an die Jugend des Volkes, da entließ Fichte seine Zuhörer mit begeisterter und begeisternder Schlußrede zu dem Ernst der Waffen. Gewiß hat sein Einfluß nicht an letzter Stelle zu dem wunderbaren Erfolge mitgewirkt, daß Berlin binnen 14 Tagen 9000 Freiwillige zum Heere stellte! — Ihm selbst, dem thatkräftigen Manne, ward es zu eng in Studirstube und Hörsaal; ein alter Plan, den er schon 1806 vor der Jenaer Schlacht gehabt, erwachte wieder. Als Feldprediger wollte er mit in den Kampf ziehen; das Wort sollte auch dort sein Schwert sein. Erst als ihm das Gesuch in ehrendster Weise abgeschlagen war, blieb er auf seinem Lehrstuhl, aber seine Vorlesungen „über den Begriff des wahren Krieges“ und die „Staatslehre“ zeigen, daß er sich doch in den Dienst der großen Sache stellte. Eifrigen Antheil nahm er am Landsturm und seinen militärischen Uebungen; in seinem Vorzimmer standen angelehnt seine und seines kaum waffenfähigen Sohnes Pike. Man hatte ihn der Ehre wegen zum Officier beim Landsturm machen wollen, er hatte es verweigert mit den Worten: „Hier tauge ich nur zum Gemeinen.“ Auch starb er für das Vaterland, wenngleich nicht auf dem Schlachtfelde. Unter den edlen Frauen Preußens, deren stille und doch unvergessene Wirksamkeit in den Lazarethen uns ein früherer Vortrag geschildert hat, befand sich in erster Reihe Fichte's Gattin. In den ersten Tagen des Januar 1814 erkrankte sie am Lazarethfieber; sie wurde gerettet, aber der Todeshauch ergriff den Gatten. Blücher's Rhein-

Uebergang, dieses bedeutungsvolle Ereigniß, war die letzte Freudenbotschaft, die ihn auf dem Krankenbette erquickte. Seine Ruhestätte ist auf dem ersten Kirchhofe vor dem Oranienburger Thore; ein hoher Obelisk bezeichnet die Stelle, mit der biblischen Inschrift aus dem Propheten Daniel: „Die Lehrer werden leuchten wie des Himmels Glanz; und die, so Viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich.“

Er war der Philosoph der Befreiungszeit; ein Führer und Held der Idee und des Wortes wie kein zweiter; der seine Lehre nicht bloß gedacht, sondern geglaubt und gelebt hat, der zuerst unter allen deutschen Philosophen eine Schule des Lebens bilden wollte.

II.

War Fichte mehr der Mann der wissenschaftlich Gebildeten, durch welche er auf das große Ganze wirkte, so war Arndt im vollen Wortsinn der Mann des Volkes. Der alte Vater Arndt steht uns Allen nahe, mögen wir ihn von Angesicht zu Angesicht oder aus seinen Schriften, Briefen und Liedern oder aus Erzählungen kennen. Er war in dem letzten Jahrzehend unstreitig der populärste Mann des Vaterlandes. Auch zu unserer Stadt hatte er gar manche Beziehung. Als Greis ward er Kölns Ehrenbürger, als Mann wohnte er, um auszuruhen von den Mühen und dem Wechsel der Kriegszeit, fast ein Jahr lang — vom Mai 1815 bis zum Frühjahr 1816 — in den Mauern der „heiligen Rheinstadt“, wie er sie nennt; arbeitete an Wallraf's „Taschenbuch der Ubier“ mit und gab die politische Zeitschrift „Der Wächter“ hier heraus. Seine damalige Wohnung lag — was einen oder den anderen von Ihnen interessiren mag — am Bollwerk Nr. 15, in der sogenannten Klucht, der damaligen Wirthschaft von Sülzen, in der gleichzeitig auch die Wittwe unseres Dichters Schiller wohnte. Um Köln ganz kennen zu lernen, durfte nicht fehlen, daß Arndt auch im Carneval gutmüthig mitgenommen wurde. Damals hat er öffentlich in der

Kölnischen Zeitung einige scharfe Bemerkungen über die Stadt in seiner im Anfange des Jahrhunderts geschriebenen Reise-Beschreibung als vorschnell theils zurückgenommen, theils gemildert. Später in nachbarlichem Verhältniß, nahm er an dem ungeahnten Aufblühen Kölns allzeit lebhaften Antheil; auch verdient es aufbewahrt zu werden, daß er mit Wallraf, E. von Groote und Andern im Jahre 1815 für die Verlegung der Rhein-Universität in unsere Stadt gearbeitet hat.

So darf ich Arndt's Lebensgeschichte, die er uns zudem selbst geschrieben, als allbekannt voraussetzen, und nur hier und da denke ich darauf einzugehen; sein poetisches Leben und Schaffen hat uns ein kundiger Vorredner vorgeführt; wir fragen jetzt allgemein nach seiner nationalen Bedeutung.

Da weiß nun freilich Jedermann, und ich brauchte es nicht zu wiederholen, daß, wie bei keinem Schriftsteller unsrer Zeiten, Arndt's ganzes Dichten und Trachten auf das deutsche Vaterland, seine Freiheit, Wiedergeburt, Größe und Machtstellung sich bezog, daß er, ein vielgetreuer Eckardt, mit Mannestreue, Mannesmuth und Manneszorn gelebt, gelitten und gestritten hat für dieses Land der Mitte und seiner Wahl. Aber damit ist doch nur das allgemeine Ziel bezeichnet. Wie ist Arndt das geworden, was er gewesen? was hat er im Einzelnen für jenes Ziel geleistet? Sein Leben erklärt seine Werke, wie jeder Menschengeist sich erst aus seiner Geschichte verstehen oder ahnen läßt. Sehen wir daher, wie jener rothe Faden, der Arndt's Leben durchzieht, sich angesponnen und weiter spinnt.

Arndt war, wie sein großer Freund Scharnhorst, ein Bauernsohn, Enkel eines leibeigenen Schäfers; daher schon durch Geburt und Gewöhnung der volksthümliche Zug in ihm, daher das Bäuerliche — dies im besten Sinne gesagt — in seinem Wesen; daher sein Streben, den Bauernstand, dessen Druck und Noth er damals aus eigenem Erleben kannte, zu heben; ein Streben, das ihn zu einer seiner ersten, mit praktischem Erfolg gekrönten Schrift: „Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen, 1802", veranlaßt und ihn durchs ganze Leben begleitet hat. Kaum hat der Befreiungskrieg ausgetobt, so kehrt er zu dem

Jugend-Thema zurück in der Schrift über die „Pflegung und Erhaltung der Bauern". — Aber er tritt frühzeitig auch andern Ständen nahe und hat in seinem vielbewegten Leben Gelegenheit, in allen Kreisen der Gesellschaft zu verkehren, in der Bauernhütte, in den Schlössern des Adels, in Bürgerhäusern, an Fürstenhöfen. Auf der Heimatinsel Rügen kam er mit adligen Familien schon als Knabe in Berührung, in der Reichsstadt Stralsund, wo er als Jüngling die Schule besuchte, lernte er ein kräftiges Bürgerleben kennen, in Stockholm, wohin ihn Reisen und später seine Flucht vor der Napoleonischen Tyrannei entführten, und in Petersburg trat er auch dem Glanz des Hoflebens nahe. Mit mancher Fürstlichkeit hat er persönlich und brieflich verkehrt. Solche Erfahrungen geben ihm weite, vielseitige Einblicke in menschliche Zustände, seine Eigenthümlichkeit, seine schlichte, gerade Art nahmen sie ihm nicht. Sein Herz war nach wie vor bei dem Volke.

Wir können nicht läugnen, neben der monarchischen Gesinnung, die er mit Stolz bekennt, war im edleren Sinn ein demokratischer Zug in Arndt; er selbst nennt sich gern einen Plebejer, oder richtiger, er war ein Feind alles Exclusiven, er verabscheute alle künstlich übertriebenen Scheidungen, die das Volksganze aufheben, ohne daß er damit den Blick für eine natürliche Gliederung des Volkslebens verloren hätte; — ein Volksmann im besten Wortsinne!

Ein Gleiches gilt von seiner geistigen Bildung. Wie er im Volke dem kastenartigen Sichabschließen feind war und das Auge auf das Ganze richtete, so verschmähte er in Wissenschaft und Geistesleben die Einseitigkeit der stubengelehrten Fachwissenschaft. Ein großer Gelehrter ist er nicht gewesen und geworden. Er hat in der Geschichte der Wissenschaft als solcher keinen bedeutenden Platz errungen; — auch täuscht er sich darüber nicht. Eben so wenig kam er als Universitätslehrer zur Meisterschaft. Dazu fehlte ihm eben die geistige Ruhe, die am Schreibtisch festgebannt sitzt, die Gründlichkeit der Untersuchung, die Vertiefung und Concentration auf ein enges Gebiet der Forschung. Aber das gehört gerade zu seiner Eigenheit, daß er kein bestimmtes Fach

hatte; daß er mit universellem Sinn für alles Geistige und Menschliche Sinn besaß; daß ihm das Wissen nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zwecke war, indem er es an das Leben anzuknüpfen suchte. Sein Universitäts-Studium war Theologie, daneben Philosophie, Geschichte, Sprachen; mit Rechts-Verhältnissen hatte er sich schriftstellerisch und amtlich später zu befassen, nur die Medicin fehlt, um ihn, wie Faust, zu einem Jünger aller vier Facultäten zu machen. Keine dieser Thätigkeiten nimmt den ganzen Mann gefangen, auch die Poesie nicht, der er doch schaffend und empfangend mit seiner dichterisch gestimmten Seele so viel und so herzlich huldigte. Aber über allen diesen Beschäftigungen schwebt ein höherer Zweck. Ein Mann nicht des Buches, sondern des Lebens!

Und weiter: Wie er mit allen Ständen zu leben verstand und doch Er selbst blieb, wie er möglichst allseitig in seiner Geistesbildung war, so gehört auch das zu seiner Eigenthümlichkeit, daß er das allgemein-deutsche, das ganze große Vaterland mit seiner Liebe umschloß, daß er das Locale und Provinciale fast abgestreift hatte. Das wollte was heißen in einer Zeit, wo die Idee eines gemeinsamen Vaterlandes so gut wie abhanden gekommen, wo es gleichsam erst zu entdecken war. Das deutsche Reich zum Spott geworden; bald darauf auch formel vernichtet, nur die Sprache und ihre Literatur bildete ein Band, aber um so schwächer, da kosmopolitische Ideen die gebildete Welt beherrschten. Ja, territoriale Zerrissenheit und Eifersucht auf der einen, verwaschenes Weltbürgerthum, dem Patriotismus eine Beschränktheit dünkte, auf der anderen Seite; Arndt trat beiden Extremen gegenüber mit der Frage nach „des Deutschen Vaterland". — Gewiß ist diese Richtung bei Arndt originel, aus eigenster Quelle geflossen. Doch tritt sie nicht plötzlich in ihm auf; auch sie hat ihre Geschichte. In seiner Jugend und in den Verhältnissen, unter deren Einfluß er lebte, wußte man von einem gemeinsamen Vaterlande wenig oder gar nichts. In seinen Adern floß schwedisches Blut — seine Voreltern stammten nach der Familiensage von dort —, Rügen, seine Geburtsinsel, und Greifswald, wo er später als Universitätslehrer stand, waren

schwedisches Gebiet; alle dortigen Verhältnisse weisen nach Norden, nicht nach Süden. Auch behielt Arndt für Schweden sein Leben lang eine Vorliebe, die über das Maß der geschichtlichen und politischen Bedeutung dieses Nordlandes hinausging. Das einzige eigentliche Geschichtswerk, das von ihm herrührt, die „schwedischen Geschichten unter Gustav III., vorzüglich aber unter Gustav IV. Adolf“, ist diesem Staate gewidmet. Arndt's wiederholter Aufenthalt im Lande, seine Kenntniß der schwedischen Sprache, Literatur und Geschichte fesselten ihn an Land und Leute. Deutschland ist in seiner Jugendgeschichte fast ein unbekanntes Wort; nur Preußen allenfalls, oder richtiger, die Großthaten des alten Fritz, von pensionirten Officieren, die auf Rügen saßen, und alten Soldaten des großen Königs dem lauschenden Knaben erzählt, treten dem jugendlichen Geiste näher. Preußen als Staat mit seiner Accise, seinen Gränzwächtern und Schlagbäumen war in Vorpommern keineswegs populär.

Der deutsch-vaterländische Sinn, dann aber mächtig, alle anderen Interessen beherrschend oder verdrängend, entsprang bei Arndt erst im Anfange seines Mannesalters. Auf die Lehrjahre der Schule, Universität und im Vaterhause folgten auch bei ihm die Wanderjahre. Ja, er ist nie diesen echt germanischen Wandertrieb los geworden. Theils lag in seiner Natur eine gewisse stürmische Unruhe, theils brachten es die Zeitläufe mit, welche die Welt aus den Fugen warfen und damit auch in das Privatleben einen Geist der Unsicherheit brachten. Achtundzwanzig Jahre alt, in blühendster, rüstigster Männlichkeit, abgehärtet wie Wenige gegen Mühen und Entbehrung, nahm er den Wanderstab und pilgerte gerade am Ende des vorigen Jahrhunderts anderthalb Jahr lang zu Fuß durch Deutschland, Ungarn, über die Alpen nach Italien bis Florenz (von Rom und Neapel hielt ihn der Kriegstumult zurück), dann nach Frankreich, in dessen Hauptstadt er den Sommer 1799 verbrachte; er verließ sie wenige Tage vor Bonaparte's Rückkehr aus Aegypten. Dann kehrte er über Belgien und die Rheingegenden langsam heim. Dort, in Aachen, Köln, Coblenz, Mainz, sah er mit eigenen Augen das Schalten der übermüthigen Eindringlinge; bei Frankfurt gerieth er gar mitten

unter Gefechte und wurde von den Franzosen auf mehrere Tage eingesperrt. — Arndt sagt selbst über diesen Ausflug, er habe ihn wie ein Bruder Sorgenlos, mehr aus Instinct als für einen bewußten Zweck, ohne Vorbereitung und Vorarbeiten gemacht. Er nennt es selbst einen naturhistorischen Trieb. Und doch ist er später gewahr geworden, daß ein dunkles Ziel in ihm lag, das er damals, als er scheinbar zweck- und ziellos durch die Welt fuhr, nicht erkannte. Was für ein Ziel war es? Einmal bildet Arndt auf dieser Reise die ihm eingeborne Gabe für Beobachtung von Volks-Charakteren praktisch aus, in der ich eine seiner Hauptgaben erkenne. Wenige haben einen solchen Scharfblick und ein so feines Gefühl, auch im Ausdruck einen so glücklichen Treffer für die leibliche und geistige Organisation der Völker, für Race-Unterschiede, für Volkssitten, für Völker-Physiognomik gezeigt, wie Arndt. Eine seiner Hauptschriften, der akademische Vorlesungen zu Grunde lagen: „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" (1843), liegt auf diesem Gebiet. Da er nicht als flüchtiger Tourist durch die Länder flog, sondern als Fußwanderer dem Volke gründlich nahe kam, da er auch mit dem gemeinen Manne zu reden verstand, so treten ihm lebendig und leibhaft die Hauptzüge einer Volksnatur entgegen, sie wurden sein Studium. Er ist wie geboren für diese elementare Seite der Geschichtsforschung, den naturbeschreibenden, ethnographischen Theil — die Grundlage, auf der sich das Geistige der Menschengeschichte auferbaut.

Aber dies war nicht die einzige Frucht seiner Reisen. Er wurde auch darin zum vollen Manne in diesen Wanderjahren, daß er ein Vaterland und damit den Mittelpunct seines Lebens fand. Ja, er ist der fahrende Ritter, der sich auf seinen Kreuz- und Querzügen ein Vaterland sucht. Er wurde durch die reiche Anschauung fremder Länder und Völker nicht zum Kosmopoliten, sondern gerade im Verkehr mit all dieser Mannigfaltigkeit, im Gegensatz besonders gegen den romanischen Volks-Charakter erstarkte der innere Kern, sein Gefühl für Deutschland. Als halber Schwede war er ausgeflogen, als guter und ganzer Deutscher kehrte er heim.

Gerade dadurch, daß er als schwedischer Unterthan und als Sohn des höchsten deutschen Nordens dem deutschen Reich und seiner Misère ferner gestanden hatte, war er auch von der Gefahr des Particularismus bewahrt geblieben. Jetzt, wo ihn seine Wanderungen durch alle Lande, wo die deutsche Zunge klingt, geführt hatten, bildete sich um so schneller das Gefühl für das ganze ungetheilte Vaterland in ihm aus.

Aber noch stärker wirkten die Zeitereignisse. Hiermit treten wir aus der Zeit der Vorbereitung, aus den Lehr- und Wanderjahren in Arndt's Leben in seine Meisterjahre. Wir sahen, wie er zu seinem Lebensberuf, in Wort und That zur Befreiung Deutschlands mitzuwirken, vorbereitet und ausgerüstet war. Ein Herz für alle Stände des Volkes; ein vielseitiger, echt germanischer Sinn für alles Geistige; die Hingabe endlich an das ganze Deutschland. — In diesen drei Puncten erkannten wir Arndt's Originalität.

Aber, wie gesagt, zum vollen Bewußtsein seiner Bestimmung reiften ihn die schrecklichen Zeitereignisse. Arndt erzählt selbst: schon seit der Schlacht von Marengo habe ihn ein Grauen angewandelt vor Bonaparte, vor dieser, wie er sagt, von so vielen und so hohen Menschen vergötterten Gestalt; es schien ihm unbewußtes Grauen vor dem Jammer der nächsten zehn Jahre zu sein. „Der Zorn aber," fuhr er fort, „ein Zorn, der bei der deutschen und europäischen Schmach oft ein Grimm ward, kam mit dem Frieden von Luneville (der bekanntlich Deutschland die linke Rheinseite kostete). Die Jahre 1805 und 1806 rissen endlich die beiden letzten Stützen nieder, woran sich ein Bißchen Deutsches geschienen hatte halten und erhalten zu können. Jetzt war das Letzte geschehen; alles Einzelne Deutsche, das Kleinste wie das Größte, das Ruhmvollste wie das Dunkelste, lag nun in Einem großen gemeinsamen Jammer über und unter einander hingeworfen, und der übermüthige wälsche Hahn krähte sein Victoria! über den Trümmern der geschändeten Herrlichkeit. Da war der Tag gekommen, wo alle einzelnen Gefühle und Urtheile und Vorurtheile und Lieben und Vorlieben in den großen Schutt mit zusammen sanken. Als Oesterreich und Preußen nach

vergeblichen Kämpfen gefallen waren, da erst fing mein Herz an, sie und Deutschland mit rechter Liebe zu lieben und die Wälschen, nicht bloß den listigen, höhnischen Korsen Napoleon, mit rechtem treuem Zorn zu hassen. Als Deutschland durch seine Zwietracht nichts mehr war, umfaßte mein Herz seine Einheit und Einigkeit."

So weit Arndt's schönes Bekenntniß. -- Seinen Ruhm im Vaterlande gründet zuerst sein Buch „Geist der Zeit", dessen erster Theil, bedeutsam genug, fast gleichzeitig mit Preußens Zusammensturz Anno 1806 veröffentlicht wurde. Wer sich recht unmittelbar und lebendig in die Stimmungen und Gesinnungen der edelsten Männer dieser schweren Zeit versetzen will, in denen das unerhörte Elend die Hoffnung und den Muth noch nicht, wie bei den meisten, gebrochen hatte, der muß dieses feurig-hinreißende Buch zur Hand nehmen. Im Ganzen umfaßt die Schrift vier Bände; nur die drei ersten fallen in die Zeit bis 1813; der erste ist zur Zeit des unglücklichen österreichischen Feldzuges von 1805, der zweite nach dem preußischen Falle geschrieben. Im ersten Theile spricht er zuerst von seinem inneren Beruf, über die Lage der Zeit das Wort zu nehmen: „Ich habe Thränen geweint", sagt er, „über die Zeit und das Geschlecht; des Gedankens und des Gefühls zerstörender Reiz will mir ringend die Brust zersprengen. Ich muß reden, das Herz zu erleichtern." Dann folgt die Klage über die herabgekommene, an That und Lebenskraft arm gewordene, in einseitiger Geistigkeit verirrte Zeit. „Die Kraft von innen, der Trotz des Gefühles, der mächtigste von allen, ist dahin. — Wo ist die alte Fröhlichkeit und Tapferkeit des Menschen, wo ist Liebe und Entbehrung, wo ist der stille Sinn, der ohne Klügelei die schöne, volle Welt in seine Brust aufnimmt? Alles Klugheit und Eitelkeit. — Unsere Heroen der Dichtkunst, wodurch hangen sie mit der Zeit zusammen? Mich dünkt, nur durch alte Erinnerungen an das, was das Volk einst war. Sie sind wirklich Fremdlinge, und mangeln deßwegen des lebendigen Einwirkens und Mitlebens mit den Zeitgenossen, wodurch der Dichter nur der Vollendete in Jugendblüthe sein und bleiben kann." — Der gefallenen Gegenwart hält er den Spiegel der Vergangenheit in sehr lebendig geschriebenen

Abschnitten über die alten und neuen Völker vor, unter denen das Capitel über die Franzosen schon die volle Antipathie Arndt's gegen dieses Volk athmet. Sie sind ihm die modernen Römer, denen, wie den alten, ein Arminius nicht fehlen werde. Sein tiefer Sinn für Nationalität thut sich auch in diesen Völkerbildern kund; die spanische zieht ihn schon damals vor vielen an. Daß aber Arndt bald darauf ein von Napoleon gezeichneter und geächteter Name, daß er landesflüchtig werden mußte, das begreift sich, wenn man die Betrachtung „Der Emporgekommene" lies't, die mit den Worten beginnt: „Der Fürchterliche, der sich durch das Blut und Elend von Hunderttausenden so groß spielt, muß den Gegenwärtigen zu Gericht stehen; gerechter wird ihn die Nachwelt richten." — Gegen die Rede, die hier geführt wird, ist Fichte zahm und milde. Auch der Ausdruck ist ein Spiegel der tief erregten Zeit. Auch hierin tritt Arndt schon im „Geist der Zeit" in seiner vollen Eigenthümlichkeit hervor. Ja, man kann sagen, neben seiner innersten Natur hat ihm die Zeit in ihrem Sturm und Drang seinen Styl gegeben, einen Styl, so originel, daß man schon von Weitem den alten Arndt an der Feder erkennt. Alle Mängel der Form, an denen Arndt's Schriften leiden, sind fast eben so viele Vorzüge in einer Zeit, der nicht mit maßvoller, objectiver Ruhe und feinem Schönheitsgefühl gedient war, wo vielmehr das Wort blitzartig einschlagen mußte, wenn sich der Donner der Thaten entladen sollte. So ist es seit der Zeit, wo ihn die Leidenschaft für das Vaterland ergriffen hat. Die Sache hat er allein im Auge, die Form achtet er gering; es pulsirt, fibrirt, gährt noch Alles in seiner Rede, mehr Feuerfunken als ruhig scheinendes Licht. Auch spielt der Dichter mit seinen Wortspielen und Phantasieen zu viel herein. Aber was an Klarheit abgeht, das ersetzt die innewohnende eindringliche Kraft.

Den Worten folgte in Arndt's Leben die That und das Leiden. Denn auch darin ist er ein nationales Vorbild für die damalige, wie für spätere Zeiten geworden, daß er wie wenige eingestanden ist für seine Ueberzeugung, daß er an ihr so zu sagen zum Martyrer geworden. Auch geblutet hat er für

Deutschland, wenn auch nicht auf dem Schlachtfelde. Aber als im Sommer 1806 in Stralsund ein hochmüthiger Schwede ein schlechtes Wort über das deutsche Volk fallen ließ, wachte er auch hier über der nationalen Ehre und wurde im Zweikampfe auf den Tod verwundet. Doch er brachte noch andere Opfer, die schwerer wiegen, als ein solcher Moment begeisterter Erregung. Als der Arm des Drängers nach der preußischen Katastrophe weiter nach Norden reichte, mußte er, der Sprecher nationaler Freiheit, in der Verbannung Sicherheit suchen. Wieder folgten, aber diesmal gezwungene Wanderjahre. Amt und Haus, Kind und Besitz — seine erste Frau war todt — verließ Arndt und fand in Schweden ein Asyl. Drei Jahre hat er dort, durch die Achtung und Liebe von Hoch und Niedrig getragen, das Brod der Fremde gegessen. Auch war er amtlich ehrenvoll beschäftigt, theils im Cabinet König Gustav's IV., theils mit der Gesetz-Redaction für Pommern. Als aber im Jahre 1809 wieder ein Hoffnungsstrahl für die Befreiung des Vaterlandes zu zucken schien — es war die Zeit der glorreichen Erhebung Oesterreichs —, da hatte er keine Rast mehr außer Deutschland; unter angenommenem Namen kehrt er im Sommer zurück, landet in Rügenwalde; durch französische Zöllner und Schnüffler, bei Nacht und Nebel, auf wenig betretenen Pfaden, durch Brüche und Wälder schleicht er sich wie ein Bandit durchs Land zu den Seinen, seinem achtjährigen Sohne und seinen Geschwistern. Seine Eltern findet er nicht mehr am Leben; des Tages müssen ihn die Seinen versteckt halten, denn allgegenwärtig erschien die französische Polizei; Nachts erging er sich im Baumgarten und im Walde. „Das waren Zeiten!" ruft noch der Greis in Erinnerung an die Schrecken dieser Tage. Und doch zeigte Deutschland ein anderes Gesicht, als drei Jahre zuvor bei seiner Flucht nach dem Norden. Zwar Verarmung und sittlicher Druck allenthalben, im Privatleben die Wunden des öffentlichen fühlbar, Mißtrauen, Demüthigung; aber in Preußen namentlich regte sich schon ein neuer Geist, als Vorbote besserer Zeit. Die bäuerliche Hörigkeit war aufgehoben, die Freiheit der Arbeit hergestellt, das Grund-Eigenthum befreit, die Städte hatten Selbst-Regiment, Stadt

und Land Gewerbe-Freiheit erhalten, die Privilegien waren abgeschafft, die Neubildung des Heeres vorbereitet; in Kunst und Wissenschaft begann ein frisches Leben; die Männer, die auf die Befreiung hinarbeiteten, rückten näher, fester zusammen; ein tiefer Ernst, eine andächtige Erhebung erwachte in den Herzen. Aber alle hierauf gegründeten Hoffnungen schienen in diesem Jahre zusammen zu brechen. Der Minister vom Stein, geächtet, flüchtig aus Preußen, mit seiner Entfernung alle Aussicht auf ein Losschlagen dieses Staates zu nichte; Schill gefallen in Arndt's Lieblingsstadt Stralsund. Dem Siegestage von Aspern im Mai folgte im Juli der vernichtende Schlag bei Wagram; der Tyroler-Aufstand zu Ende; der Wiener Friede das Todesurtheil der Macht des Kaiserstaates. — Finis Germaniae schien gekommen. Nur ein Stern glänzte in dieser Nacht: die spanische Erhebung und Wellington's Heldenthaten auf der Halbinsel. „Wie oft", sagt Arndt selbst, „haben wir dieses großen europäischen Retters, Wellington's, Gesundheit geklungen!" — Arndt verbrachte diese dunkelsten Jahre, 1809 bis Frühjahr 1812, theils in Berlin, wo er den Männern der späteren preußischen Erhebung nahe trat, theils in Greifswald (denn Schwedisch-Pommern war seinem Herrn zurückgegeben) und auf dem Lande in Pommern; denn als der russische Feldzug sich vorbereitete und Napoleon's Heerbann bald wie eine Meeresflut über Norddeutschland hinbraus'te, war für ihn keine Sicherheit mehr in diesen Gegenden. Von Freunden gewarnt, griff er noch einmal, aber zum letzten Male, zum Wanderstab. Mitten durch französische Truppen mußte er fliehen. Auch diese Scene mag Arndt selbst erzählen. Das Haus seines Bruders, wo er sein Versteck hatte, lag schon voll französischer Officiere; die Nacht durch packt und ordnet der Geächtete seine Sachen und — so erzählt er weiter — „gegen die Morgendämmerung ging ich denn wieder aus dem Hinterpförtchen durch die Küche ins Freie auf den unter meinen geschwinden Schritten knirschenden Schnee hinaus. Meine Base, meine Schwester, mein Knäbchen hielten mich umklammert. Ich mußte sie abschütteln mit Küssen und Wegschiebungen und mit geschwinderen Schritten ihnen enteilen. Ich hörte meinen kleinen Sohn, als wenn er

mich einholen wollte, hinter mir herlaufen und laut heulen. Da war meine Seele in mir zornig und fluchig. Rasch ging mein Lauf nun durch Büsche und Geröhrig zur Peene hinab und über die gefrorene Peene hin. Als ich ins preußische Gebiet hinauf stieg, da ging die Sonne hell auf für den schönsten Wintertag. Ich grüßte sie mit betender Seele als ein glückweissagendes Zeichen." —

Das Jahr 1812 wurde dadurch das bedeutungsvollste in Arndt's Leben, daß er auch in amtlicher Form ein activer Theilnehmer des Widerstandes gegen Napoleon wird. An den beiden Theilen des Welttheiles, in Spanien und Rußland, sammelte sich dieser Widerstand. Denn sonst lag der europäische Continent im Frühjahre 1812 zu den Füßen Napoleon's. Auch Preußen hatte sich, wie Oesterreich, wie das übrige Deutschland, nach längerem Schwanken den Umständen fügen und 20,000 Mann zu Napoleon's Heeresmassen stellen müssen. Da wanderten die edelsten Kräfte des preußischen Heeres, Gneisenau, der Held von Colberg, an der Spitze, — bei 300 Officiere, — aus den unfreien Verhältnissen aus, um in englischen, spanischen und russischen Diensten der Sache ihres Herzens getreu zu bleiben. Der Freiherr vom Stein war vom Kaiser Alexander aus seiner Zurückgezogenheit in Prag nach Rußland berufen worden. Der Scharfblick dieses großen Mannes hatte in Arndt, dessen „Geist der Zeit" er gelesen, das geeignete Werkzeug erkannt, um von Rußland aus durch Lied und Schrift eine deutsche Erhebung vorbereiten zu helfen. Stein wußte wohl, wie mächtig das Wort, von begeisterten Lippen frisch, warm und lebendig ausgeströmt, in solchen Zeiten wirke; daß von innen heraus, aus den Herzen und Gesinnungen der Menschen allein der Impuls der Bewegung: Entschluß, That und Wiedergeburt, ausgehen könne. So wurde Arndt an seinen richtigen Platz gestellt; es beginnt der Glanzpunct seiner Wirksamkeit. Dieselbe war eine doppelte; einmal war er Stein's Geheim-Secretär und arbeitete als solcher theils in Angelegenheiten der Errichtung der sogenannten deutschen Legion, in der meist preußische Officiere, die es verschmähten, für Napoleon gegen Rußland zu fechten, Dienste nahmen, theils wurde er

eingeweiht in die großen politischen Fragen, für welche Stein in Rußland thätig war. Neben der großen Aufgabe, den weichen und erregbaren Alexander für den nachhaltigen Widerstand gegen Napoleon zu stählen, galt es, Rußland und England zu versöhnen und gegen Frankreich zu einigen, Schweden zum Beitritt zur Allianz zu bestimmen, die Widerstandskräfte in Norddeutschland zu organisiren, später, Friedrich Wilhelm von Preußen und Alexander einander wieder nahe zu bringen. So war Arndt in den Mittelpunct der politischen und militärischen Bewegung versetzt. Freilich, ein geborener praktischer Geschäftsmann war er nicht. Wer kann sich nur denken, daß dieser poetisch erregte Mensch, dieser in Sprachbildnerei und Bilderreichthum spielende Geist in gewöhnlichen Zeiten hätte Geschäfts-Berichte schreiben mögen! Nur in dieser außergewöhnlichen Zeit und in diesen außergewöhnlichen Angelegenheiten bequemte er sich hierzu. Aber fast eben so wesentlich für Arndt war, daß er dem Freiherrn vom Stein persönlich so nahe trat. Arndt hat vor wie nachher mit den größten und besten preußischen und deutschen Männern gelebt: er hat einem Scharnhorst, Blücher, Gneisenau, Vincke, Schön, Niebuhr, Boyen, Dörnberg, Clausewitz, Lützow, Schenkendorf, Schleiermacher, Fichte und wie vielen anderen Männern hellsten Klanges nahe gestanden; den meisten der Genannten hat er in Prosa oder in Versen ein Denkmal gesetzt; — keiner hat ihm so imponirt und doch wieder so sehr sein Vertrauen erweckt, als dieser größte deutsche Staatsmann unseres Jahrhunderts. Beide Charaktere sind wie für und auf einander geschaffen, sich ergänzend wie That und Wort. Es war, als hätte Arndt in ihm das Ideal großer Männlichkeit und das deutsche Gegenbild gegen den wälschen Weltbezwinger gefunden. Einen „imperatorischen, einen königlichen Mann" nennt er ihn; durch seine äußere Erscheinung fühlte er sich lebhaft an Fichte erinnert. Und in der That, wenn auch die Volkskraft und der Völkerbund mit Gottes Hülfe den Tyrannen niedergeworfen haben, — wollen wir einen Einzelnen nennen, der vor Allen als der vollste und gewaltigste Widersacher gegen Napoleon gelten kann, so ist es Stein, von dem Arndt singen konnte:

Den Stärksten. O, der Starke der Starken,
Der herrlich schließet den Heldenreih'n,
Der Gewaltigste war in des Vaterlands Marken
Der Stärkste der unzerbrechliche Stein.
So lange klinget von deutschen Lippen Gesang,
Wird klingen des mächtigen Namens Klang.

Viele aus Ihrer Mitte werden das prächtige Buch: „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichs-Freiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein", den Schwanensang des greisen Arndt, kennen, in dem noch einmal, hell und unverwischt, seine Jugend-Erinnerungen aufleben. Wir sehen daraus, daß sich dieses einzige Verhältniß zwischen beiden Männern, dem einst reichsunmittelbaren Edelmanne und dem Sohne des freigelassenen Bauern, ungetrübt bis an Stein's Lebensende erhalten hat, ja, daß sogar über das Grab hinaus das Andenken an Stein gleichsam den Mittel- und Glanzpunct von Arndt's Leben bildet. Gern ordnet er sich, wie ein Vasall dem Lehnsherrn, oder wie ein Adjutant seinem General, Stein's Leitung unter und folgt ihm dann, nach dem Untergange des französischen Riesenheeres auf den russischen Schneefeldern, zurück ins deutsche Vaterland.

Die andere und weit wichtigere Seite von Arndt's Thätigkeit in Petersburg und später in Deutschland war seine Schriftstellerei. In den Jahren 1812 bis 1815, denn weiter geht unser Vortrag nicht, hat Arndt, von aller Censur befreit, eine lange Reihe von politischen und Flugschriften — es sind ihrer 26 — und Zeitungs-Artikeln geschrieben, die, dem Moment entsprungen, auch nur dem Moment angehören und dienen sollten. Es war seine glänzendste und die ihm angemessenste Thätigkeit. Denn Arndt war weder ein systematischer, noch eigentlich ein politischer Kopf; das politische Gefühl überwog den politischen Verstand. Zwischen den Extremen von Liebe und Zorn bewegte sich, unvermittelt, in starker Einseitigkeit, seine Auffassung. Aber was diesen Erzeugnissen an Schärfe und Nüchternheit gebrach, das ist ihnen an Wärme und brausendem Ungestüm zugesetzt, auch wenn Manches davon ins Reich der patriotischen Phantasieen gehört. Nicht der Staat, sondern das Vaterland war ihm die

Hauptsache, in einer Zeit, wo überhaupt die politische Bildung des deutschen Volkes noch bei den Elementen stand.

Gerade in dieser Mitte, zwischen wissenschaftlicher und geschäftlicher Thätigkeit, lag Arndt's wahres Talent und seine Neigung. Zum Volksredner schien er geboren, und er wäre, wenn es damals eine Tribune gegeben hätte, unstreitig ein großer Volksredner geworden. So mußte er Volksschriftsteller werden. Alle seine Flugblätter tragen ein Gepräge und beziehen sich mit sicherem Instinct immer auf eine der Hauptfragen, auf die es in der bewegten Zeit ankam. Sie waren der beredte Commentar zu den geschehenen Thaten, der Wegweiser zu neuen. Sein „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann", der zuerst in Petersburg ausflog und später noch in vielen Tausend Exemplaren verbreitet wurde, zeigte in fast biblischer Sprache ein Bild des wahren Kriegers für die heilige Sache; mit seiner Schrift·· „Was bedeutet Landsturm und Landwehr?", Ende 1812 in Königsberg geschrieben, begleitete er die Rüstungen zum Volkskriege in Ostpreußen; nach der Leipziger Schlacht, in Leipzig, unter dem Eindrucke des großen Erlebten, entstand die Flugschrift: „Das preußische Volk und Heer im Jahre 1812", die nicht wenig dazu beitrug, Preußen in Deutschland populär zu machen, und das kleine Buch: „Der Rhein, Deutschlands Strom, aber nicht Deutschlands Gränze", worin das Ziel des Kampfes: die Wiedergewinnung der Rheinlande mit dem Elsaß, den kämpfenden Alliirten vorgehalten wird. Ich habe nur die berühmtesten seiner Productionen genannt; in den Schriften: „Für und an seine lieben Deutschen", hat Arndt selbst später, im Jahre 1845, die meisten gesammelt. Und wer heute jene wunderbare Zeit in ihrem inneren Leben gründlich verstehen will, der darf an jenen seelenvollen Zeugnissen nicht vorübergehen. Näher auf den reichen und doch wieder um Einen Grundgedanken sich bewegenden Inhalt einzugehen, ist hier unmöglich. Nur eine Stelle will ich, damit Sie Arndt's wohlbekannte Stimme selbst vernehmen, aus seinem Wehrmanns-Katechismus ausheben.

Von Freiheit und Vaterland.

„Und es sind elende und kalte Klügler aufgestanden in diesen Tagen, die sprechen in der Nichtigkeit ihrer Herzen:

„„Vaterland und Freiheit leere Namen ohne Sinn, schöne Klänge, womit man die Einfältigen bethört! Wo es dem Menschen wohl geht, da ist sein Vaterland, wo er am wenigsten geplagt wird, da blüht seine Freiheit.““

„Diese sind wie die dummen Thiere nur auf den Bauch und seine Gelüste gerichtet, und vernehmen nichts von dem Wehen des himmlischen Geistes. — Sie grasen wie das Vieh nur die Speise des Tages, und was ihnen Wollust bringt, deucht ihnen das einzig Gewisse. — — Auch ein Thier liebet; solche Menschen aber lieben nicht, die Gottes Ebenbild und das Siegel der göttlichen Vernunft nur äußerlich tragen. — Der Mensch aber soll lieben bis in den Tod, und von seiner Liebe nimmer lassen noch scheiden. — Das kann kein Thier, weil es leicht vergisset, und kein thierischer Mensch, weil nur Genuß ihm behagt. — Darum, o Mensch, hast du ein Vaterland, ein heiliges Land, ein geliebtes Land, eine Erde, wonach deine Sehnsucht ewig dichtet und trachtet. — Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten, wo seine Blitze dir zuerst seine Allmacht offenbarten und seine Sturmwinde dir mit heiligem Schrecken durch die Seele brauseten, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. — Wo das erste Menschenauge sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug und dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christenthums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland. — Und seien es kahle Felsen und öde Inseln, und wohne Armuth und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben; denn du bist ein Mensch und sollst nicht vergessen, sondern behalten in deinem Herzen. — (Und weiter unten): Dieses Vaterland und diese Freiheit sind das Allerheiligste auf Erden, ein Schatz, der eine unendliche Liebe und Treue in sich verschließt, das edelste Gut, was ein guter Mensch auf Erden besitzt und zu besitzen begehrt.“ —

Die Wirkung dieser wiederholt neu aufgelegten Schriften war eine große, begeisternde; wie sie von Herzen gekommen, gingen sie zu Herzen und wurden Gemeingut aller Stände des Volkes. Und auf die Weckung eines solchen Gemeinschafts-Gefühls kam damals Alles an. Niebuhr, der große Gelehrte und edle Staatsmann, schreibt darüber an Arndt: „Bei vielen Tausenden haben Sie männliche Thränen hervorgerufen.“ —

Mit Arndt's Prosa gingen seine Lieder Hand in Hand. Kräftig wie Schlachtenruf und Drommetenklang erklangen sie in die bewegte Zeit, und auf Flügeln des Gesanges senkten sie in manches deutsche Herz Trost, Erweckung, Ermuthigung.

Und Eine Frage hat der Liederherold jener Tage aufgeworfen, die noch immer offen ist, die auch ihn, der keinen Blick in dies gelobte Land werfen durfte, überlebte; die aber auf der Tagesordnung stehen wird, bis sie erledigt ist, die Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — Er hat sie nur als Dichter beantwortet; ist aber nicht auch eine andere, reale und politische Antwort möglich, oder soll sie in diesem Sinne immer eine offene Frage, das heißt aber eine offene Wunde bleiben?

* *
*

In diesem kurzen Nachwort zu dem buchstäblichen Abdruck meines Vortrages erlaube man mir die Bemerkung, daß es mir in demselben, was das Factische anlangt, nur auf Auffrischung und neue Gruppirung bekannter Thatsachen aus den ersten Quellen — Fichte's und Arndt's Schriften und des ersteren von seinem Sohne geschriebene Biographie, deren neue Auflage damals noch nicht vorlag — ankam; daß die innere Seite des Vortrags (die Auffassung der beiden Persönlichkeiten), für die ich selbst einzustehen habe, dem Anlaß und Zweck desselben gemäß es nicht entfernt auf Erschöpfung oder wissenschaftliche Ergründung absehen konnte; endlich, daß ich sowohl die Arndt- wie Fichte-Literatur (die später zu Ehren der Säcular-Geburtstagsfeier des letzteren so fruchtbar aufschoß) ungenutzt lassen mußte.

Der Verf.

Die preußische Rheinprovinz unter der Fremdherrschaft und unter der preußischen Regierung.

Von dem Geheimen Justizrath v. Ammon.

Indem ich es unternehme, Ihnen Züge zu dem Doppelbilde der Vergangenheit und der Gegenwart unserer Rheinprovinz zu entwerfen, muß ich allerdings befürchten, Ihnen Bekanntes mitzutheilen, doch hoffe ich, daß auch eine gedrängte Zusammenstellung des Bekannten, verbunden mit einer Vergleichung des Sonst und Jetzt, Ihnen nicht unangenehm sein werde. Ueberdies beruhigt mich einiger Maßen ein zweifelhaftes Vorrecht, welches ich vor Ihrer großen Mehrzahl voraus habe, das des Alters, wodurch ich in den Stand gesetzt werde, eigene Erlebnisse einzuflechten. — Diejenigen aber, welche dieses Vorrecht mit mir theilen, die Alten, werden dem Alten gegenüber nachsichtig sein.

Der Zeitpunct, von welchem ich ausgehe, ist der der französischen Revolution und ihres Einbruches in unsere Heimat.

Dieser gewaltigen Umwälzung gegenüber stand das deutsche Reich in seiner Zerrissenheit und Verkommniß. Die kaiserliche Macht war zum Schattenbilde geworden. Das deutsche Reich bildete einen losen Zusammenhang der verschiedensten Souverainetäten, die, nur bedacht auf die Mehrung ihrer Sonder-Interessen, ohne Sinn für die Ehre und Machtstellung des gemeinsamen Vaterlandes, in ihrer Schwäche eine leichte Beute wurden der

geschlossenen Macht, der Intriguen, des Verraths des Auslandes, vor Allem des ehr- und ländersüchtigen Frankreich.

Schon waren Burgund, Lothringen, Elsaß, Perlen in der deutschen Krone, durch Gewalt und List dem Erbfeinde anheimgefallen, schon war unter Ludwig XIV. die blühende Pfalz schutzlos in einen Aschenhaufen verwandelt und die Kaisergräber zu Speyer geschändet; schon hatten die berüchtigten Reunionskammern unter demselben Könige den Grundsatz aufgestellt, daß alles, was in Urzeiten angeblich zu Frankreich gehörte, demselben wieder einverleibt werden müsse. Sie hatten ihre Untersuchungen bis zu den Königen Dagobert und Pipin erstreckt, und zum Schutze dieser räuberischen Prätentionen hatte sich an der Mosel, unweit Trarbach, mittels blutigen Frohndienstes der Einwohner das furchtbare Bollwerk Montroyal erhoben, welches indessen in Folge des Ryswiker Friedens wieder fiel.

Naturgemäß trafen diese Kriegs- und Eroberungsgelüste zunächst das schöne Rheinland, einst die Wiege aller großen Ereignisse der deutschen Geschichte, und gerade hier fehlte es zumeist an der Widerstandskraft. — Den größten Theil besaßen die geistlichen Fürsten, oben die Bischöfe von Speyer und Worms, und weiter unten die Kurfürsten von Mainz, Trier und Köln, und das alte Sprüchwort „Unter dem Krummstabe ist gut wohnen" deutet nur auf ein strebungsloses Wohlleben, wobei Einzelne, z. B. die Pächter der geistlichen Güter, wohl gediehen, während eine Masse Bettler durch übel angewendete Wohlthätigkeit in ihrer Faulheit bestärkt wurde. In den Rest theilten sich eine unabsehbare Menge geistlicher und weltlicher reichsunmittelbarer Herrschaften und mehrere freie Reichsstädte. Ermüdend würde es sein, auch nur annäherend ein Verzeichniß davon zu geben, — ich nenne nur beispielsweise die Kurfürsten von der Pfalz, die Markgrafen von Baden, die Landgrafen von Hessen, die Herzoge von Zweibrücken, von Würtemberg, von Aremberg, die Fürsten von Salm, von Nassau, von Wittgenstein, von Leiningen, von Wied, von Löwenstein, die Grafen von Wartenberg, Metternich-Winneburg, Sternberg, Plettenberg, Quadt, Ostein, Schaesberg, von der Leyen, Eltz, Waldbott, Breidbach, Boos, Hallberg, Sickingen,

viele gefürstete und reichsunmittelbare Abteien und eine Masse der kleinen Staats-Caricaturen ritterschaftlicher und dynastischer Gebiete, wie Sybel sie nennt, in so bunter und zersplitterter Musterkarte, daß einzelne Dörfer vierherrisch waren. Die nördliche Spitze allein lehnte sich mit den Herzogthümern Cleve und Ober-Geldern und dem Fürstenthum Moers an einen größeren Staat, an das Königreich Preußen an.

Es bedarf keiner Ausführung, daß ein solches Conglomerat kleiner, nur auf den Privatvortheil und die eigene Existenz selbstsüchtig bedachter Herrschaften bei dem ersten Windhauche aus einander fallen mußte. In den oberen Regionen kein Sinn für vaterländische Ehre, dagegen eine Genußsucht, die sich namentlich an den Höfen der Kurfürsten von Mainz und Köln zur ärgsten Sittenlosigkeit gesteigert hatte. Das Volk war häufig erdrückt von feudalen Privilegien und willkürlichen Besteuerungen und Plackwesen der kleinen Herren. So mußten beispielsweise auf dem Schlosse Dillingen bei Saarlouis, wenn die Herrschaft dort weilte, die Bauern zur Nachtzeit mit langen Gerten in die Schloßgräben schlagen, damit die Frösche den Schlaf der Herrschaften nicht störten. So hielt der jagdliebende Herzog Karl II. von Zweibrücken 500 große Sauhetzer, und seine Minister theilten diese, um die Kosten der Unterhaltung zu sparen während der Zeit, wo die Jagd geschlossen war, den Müllern und Hofpächtern, um ihrer Sicherheit willen, wie es hieß, zur Unterhaltung zu. Zur Jagdzeit mußten die Leute selbst für ihre Sicherheit sorgen. Krepirte aber ein solcher Hund, so mußte sein Pflegevater dafür einen Louisd'or in die herzogliche Casse als Strafe bezahlen.

In diese Länder nun braus'te der gewaltige Strom der französischen Revolution herein.

War es zu verwundern, daß die hochtönenden Worte: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Vernunft, Menschlichkeit, Aufklärung, unveräußerliche Menschenrechte, unverletzliche Volksmajestät — schon von vorn herein hier mannigfachen Anklang gefunden hatten? Freilich mochten die bei der Invasion schon vorübergegangenen Gräuel der Revolution, der Königsmord und die

Schreckensherrschaft der Guillotine vielfach Mißtrauen gegen jene Phrasen erzeugt haben. Freilich mochten Manchem die Augen auf und in Thränen des Jammers übergehen, als, geweckt durch äußere Agression, die Scharen der durch jene Gräuel entmenschten Sansculotten mit ihrem Motto: Guerre aux palais, paix aux chaumières! sich in das deutsche Land ergossen, aber nicht bloß die Paläste, wie das fürstliche Schloß zu Saarbrücken, in Flammen aufloderten, sondern auch dem armen Bauer oft kaum das nackte Leben gelassen wurde, — als die Gemeinden mit unerträglicher Einquartierung, mit allen möglichen Requisitionen für das Heer und seinen Troß, mit Lieferungen aller Art und Vorspanndiensten so bedrückt wurden, daß dem Bauer die Bestellung der Felder unmöglich wurde, — als die Generale — mit ehrenvollen Ausnahmen jedoch — und Kriegs-Commissare raubten und stahlen, was nicht niet- und nagelfest war, — als die bisherigen Steuern mit unerbittlicher Strenge beigetrieben wurden, — als das baare Vermögen im Lande zwangsweise in werthlosen Assignaten verpuffte, — als räuberische Banden im Lande umherstreiften und selbst der ihrethalben besorgten Gewalt trotzten.

Aber das Elend verschmerzt sich bald, und wie laut auch der Unwille über die Neuerungen, über die fremde Sprache, fremde Münze und Gewicht, über die Angriffe auf alles, was langjährige Sitte und Gewohnheit geheiligt hatten, namentlich auf die Kirche und ihr Besitzthum hervortrat, — man mußte sich fügen.

Nach und nach wurde es ruhiger und geordneter, und viele legislative Aenderungen, welche in der Folge getroffen wurden: — die Aufhebung des Feudalwesens mit allen seinen verrosteten Privilegien, so schwer sie auch den bisher Berechtigten drücken mochte, die Aufhebung des Zehnten insbesondere, — die Befreiung der Gewerbe vom Zwange —, des Bodens durch Ablösbarkeit der Grundrenten, der Verkauf vieler Domainen, welcher auch den kleinen Leuten gestattete, mehr Grundeigenthum zu erwerben, — die gleiche Erbfolge, gleiche Grundsteuer, Gleichheit vor dem Gesetz mit mündlichem und öffentlichem Gerichtsverfahren und Schwur-

gericht, — diese und andere Einrichtungen waren mehr als Phrasen und gereichten zur Befriedigung der großen Masse des Volkes. Man vergaß darüber um so mehr ihren fremden Ursprung, als das Gefühl deutsch-nationaler Zusammengehörigkeit durch die früheren socialen und politischen Verhältnisse des Landes, durch seine Zerrissenheit und Schutzlosigkeit so zum Schlummer abgeschwächt war, daß es dem Fremden einen wirksamen Damm nicht entgegenzustellen vermochte.

So lebte man sich in die neuen Verhältnisse hinein.

Die Republik stürzte zusammen; die Freiheitsbäume, deren einen, eine abgehauene schlanke Tanne mit der Jacobinerkappe gekrönt, ich noch aus frühester Kindheit auf dem Markte zu Cleve, wohin ihn die Franzosen in das Pflaster gesteckt hatten, gesehen zu haben mich erinnere, fielen, — sie hatten keine Wurzel im Boden, — die Freiheit ist kein Pilz, der über Nacht aufschießt.

Den Rheinländern waren die Kämpfe um diese Freiheit fremd, sie hatten dieselbe nur ohne ihre Begleiterin, ohne welche keine wahre Freiheit bestehen kann, ohne die Ordnung, kennen gelernt, und willig fügten sie sich, wie Frankreich selbst, dem kräftigen Willen, welcher auf den Trümmern der Republik den Kaiserthron erhob und die Ordnung herstellte. — Schon vorher hatte dieser kräftige Wille die Zügel der Republik ergriffen. Als erster Consul seit 1799, als lebenslänglicher Consul seit 1802, wo die rheinischen Departements den französischen gleichgestellt wurden, beherrschte Napoleon das französische Reich, auf welches er am 18. Mai 1804 als Kaiser und auch formel als Alleinherrscher den eisernen Fuß setzte und mit dessen großen ihm unterthänigen Hülfsmitteln er fortan die Weltherrschaft anstrebte.

Und es gelang dem ausgezeichneten, Alles, nur nicht sich selbst und seinen ungemessenen Ehrgeiz beherrschenden Manne, Ordnung und Sicherheit herzustellen.

Das große Werk des Civilrechtes für den ganzen Staat, dem nicht ohne tiefes Einschneiden in den Rheinlanden die zahllosen verschiedenartigsten Gesetze über Personen und Sachen, Ortsstatute, Herkommen, Gewohnheitsrecht und Gerichtsgebrauch

in ihrer oft unsicheren Anwendung weichen mußten, wurde im Jahre 1804 promulgirt. Ihm folgte in den folgenden Jahren die Codificirung der das ganze Rechtsgebiet umfassenden Gesetze, Reglements, Decrete und Beschlüsse der Gouvernements-Commissare: 1806 über das bürgerliche Gerichtsverfahren — 1807 über das Handelsrecht — 1808 über das Verfahren in Strafsachen — 1810 über das Strafrecht. — Strenge Strafen unter strenger Geltendmachung und Handhabung der Strafgesetze hatten schon vorher die öffentliche Sicherheit hergestellt, die blutigen Räuberbanden von Schinderhannes, Fetzer und Anderen, von denen noch jetzt der Volksmund erzählt, endeten unter dem Fallbeil. Eine trefflich ausgewählte und geordnete Gensd'armerie unterstützte die Schritte der Sicherheits- und der gerichtlichen Polizei. Ohne Rücksicht auf ihre militärische Organisation und ohne deren Beeinträchtigung war sie den Befehlen der bürgerlichen Behörden, namentlich der Instructionsrichter und Staats-Procuratoren, unmittelbar unterworfen und vollstreckte diese Befehle kurz und kalt, ohne renommirende Worte und Drohungen mit sogenannten scharfen Maßregeln, aber im Falle des Widerstandes mit unerbittlicher Gewalt bis zum Aeußersten. — Mit gleicher Klarheit und Präcision faßten sie ihre Thatbestands-Protocolle und gaben ihre Aussagen vor Gericht ab.

Die Generale hielten strenge Mannszucht und brachten auch die durch den Krieg und die Revolution verwilderten Elemente der Truppen in Ordnung. Für gemeine Verbrechen war das Militär aller Grade vor den bürgerlichen Gerichten verantwortlich, und der Kaiser, der doch am Ende seine Gewalt auf die ultima regum ratio, auf die Bayonnette stützte, mit denen er am 19. Brumaire VIII den Rath der Fünfhundert aus einander gejagt hatte, erblickte darin keine Schwächung des militärischen Ansehens. — In der Nähe von Trier hatten zwei Soldaten auf der Landstraße nach Saarburg einen Landmann beraubt und ermordet. Ein Uniformknopf war bei der Gegenwehr in den Händen des Opfers geblieben. Auf Requisition des Instructionsrichters ließ der commandirende General sofort das betreffende Regiment antreten. Der Richter ging durch die Reihen, fand bald die

Stelle, wo an einem Mantel der Knopf fehlte, verhaftete den Soldaten und ermittelte sofort auch dessen Genossen. Beide wurden vor die Assisen gestellt, und nach wenigen Wochen büßten sie ihr Verbrechen auf dem Schaffot.

Das materielle Wohl des Landes, namentlich der Ackerbau treibenden Bevölkerung, hob sich in Folge der Zerreißung der ihn beengenden Bande durch die Gesetzgebung, so wie in Folge der hohen Kornpreise, welche die Approvisionirung der Truppen herbeiführte.

Eine glückliche Schickung für das Land waren die Persönlichkeiten mehrerer Präfecten, Chaban und Lezay Marnesia zu Coblenz und Alexander Lameth zu Aachen, welche sich die Wohlfahrt des Landes zur ernstlichen Aufgabe machten, oft umherreis'ten, von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt fahrbare Wege anlegen ließen, den Ackerbau begünstigten, die Obstcultur durch Anlegung von Baumschulen bei den ländlichen Elementarschulen, die Viehzucht durch Einführung fremder Racen, namentlich spanischer Schafe, zu heben suchten.

Mehr aber als alle diese Momente gereichte zur Befriedigung der großentheils katholischen Bevölkerung die Wiederherstellung der Kirche und die Restitution ihres Oberhauptes.

Einer der Hebel der französischen Revolution war die Aufregung gegen die hohe Geistlichkeit, welche, aus dem Adel hervorgegangen, einen großen Theil der Revenuen des Landes in Wohlleben verzehrte und, die Intriguen wie die Sittenlosigkeit des Hofes theilend, allgemeine Achtung nicht einflößen konnte. Mit ihr machte naturgemäß der ganze Clerus gemeinschaftliche Sache, wurde daher auch Theilnehmer der revolutionären Abneigung, und der Ruf à bas les prêtres wurde damals zweifelloser und unverfälschter gehört, als in unseren Tagen.

Die Revolution schüttete das Kind mit dem Bade aus und schaffte mit der Geistlichkeit den lieben Gott ab. Eine Vernunft-Religion trat an die Stelle — irgend ein Frauenzimmer wurde als Göttin der Vernunft bei öffentlichen Umzügen umhergetragen, und an den Dekadentagen wurden von dazu jedes Mal beauftragten Bürgern moralische Reden gehalten. — Aber schon

Robespierre hatte decretirt: qu'il y a un être suprême, und Napoleon, welcher erkannte, daß die Kirche in Frankreich nicht ohne Wurzeln geblieben war, suchte ihre Verhältnisse seiner Politik entsprechend zur Befriedigung des Volkes zu ordnen und schloß mit dem Papste schon als erster Consul in den Jahren 1801 und 1802 ein Concordat, in Folge dessen die katholische Religion als die der großen Majorität des französischen Volkes anerkannt, das Verhältniß der Kirche zum Staate geordnet und neue Bisthümer instituirt und dotirt wurden.

Der katholische Clerus erwies sich dankbar dafür, und halb aus Dank, halb vielleicht aus Zwang sanctionirte er im Jahre 1806 durch das Organ des päpstlichen Legaten Cardinals Caprara und nach ihm aller französischen Bischöfe den so genannten kaiserlichen Katechismus zum Gebrauche aller Kirchen des französischen Reiches, dessen allgemeine Einführung Napoleon am 4. April 1806 anordnete und worin die Verehrung des Kaisers bis zur Vergötterung getrieben wurde.

Es liegt mir ein zu Köln gedrucktes, mit der Einführungs-Verordnung des Bischofs zu Aachen, Marc Antoine Berdollet, versehenes Exemplar vor, woraus ich Einiges anführen will.

Dem vierten Gebote, „Du sollst Vater und Mutter ehren", wird hier eine sehr ausgedehnte Interpretation gegeben, indem es angewendet wird auf die Pflichten der Untergebenen gegen ihre Vorgesetzten, „in der Kirche der Papst, die Bischöfe und alle Seelsorger, im Staate aber der Monarch, die Fürsten und alle obrigkeitlichen Personen".

Es heißt dann Seite 63 wörtlich weiter, wie folgt:

„F. Was für Pflichten hat der Christ gegen die Fürsten, seine Beherrscher; und welche Pflichten liegen insbesondere uns gegen Napoleon den Ersten, unsern Kaiser, ob?

„A. Die Christen sind den Fürsten, ihren Beherrschern, und wir sind insbesondere Napoleon dem Ersten, unserm Kaiser, Liebe, Ehrfurcht, Gehorsam, Treue, den Kriegsdienst und alle die Abgaben schuldig, welche zur Erhaltung und Vertheidigung des Reiches und seines Thrones angeordnet sind; außerdem sind wir ihm noch eifriges Gebet für sein Heil und für die geistliche und zeitliche Wohlfahrt des Staates schuldig.

„F. Warum sind wir schuldig, alle diese Pflichten gegen unsern Kaiser zu erfüllen?

„A. Erstens, weil Gott, der die Staaten errichtet und nach seinem Gutdünken sie austheilet, dadurch, daß er unsern Kaiser mit seinen Gaben sowohl in Friedens-, als in Kriegszeiten reichlichst begnadiget hat, ihn zu unserm Oberhaupte eingesetzt, und zum Diener seiner Macht, zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt hat. Wenn wir also unsern Kaiser ehren und ihm dienen, so ehren und dienen wir Gott selbst.

„Zweitens, weil Jesus Christus, sowohl in seinen Lehrvorträgen, als durch sein Beispiel uns selbst von den Pflichten unterrichtet hat, welche gegen unsere Regenten uns obliegen. Im Gehorsame gegen den Befehl des Kaisers Augustus ist er geboren worden; er hat die vorgeschriebenen Abgaben entrichtet; und eben so, wie er befahl, Gott zu geben, was Gottes ist, so hat er auch verordnet, dem Kaiser zu leisten, was dem Kaiser gebühret.

„F. Gibt es nicht besondere Beweggründe, die unsere Ergebenheit gegen Napoleon den Ersten, unsern Kaiser, noch um Vieles verstärken sollen?

„A. Ja: denn er ist derjenige, den Gott der Herr unter den schwierigsten Umständen erweckt hat, der Wiederhersteller der öffentlichen Ausübung der heiligen Religion unserer Voreltern und der Beschützer derselben zu sein; Er hat durch seine tiefe und thätige Weisheit die öffentliche Ruhe und Ordnung wieder hergestellt und erhalten; Er ist der Vertheidiger des Staates durch die Kraft seines mächtigen Armes; und durch die heilige Salbung, welche er von den Händen des Papstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden.

„F. Was soll man von denjenigen halten, die etwa an den Pflichten gegen unsern Kaiser treulos handeln?

„A. Nach der Lehre des heiligen Apostels Paulus widerstehen sie der Anordnung, die Gott selbst eingeführt hat, und machen sich der ewigen Verdammniß schuldig.

„F. Binden uns die Pflichten, welche uns gegen unsern Kaiser obliegen, auf eben die Weise auch gegen seine rechtmäßigen

Nachfolger nach der Ordnung, die durch die Constitutionen des Reiches festgesetzt ist?

„A. Ohne Zweifel: denn wir lesen in der heiligen Schrift, daß Gott, der Herr Himmels und der Erde, durch eine Verfügung seines höchsten Willens und durch seine Vorsehung, die Reiche nicht nur einer Person, sondern auch seiner Familie ertheilet."

Sie sehen, es ist hier auch schon für die Dynastie gesorgt, die damals in directer Folge noch nicht gesichert war. —

Was die Protestanten betrifft, welche ihre in früherer Zeit sehr beschränkte, in Köln verbotene Religionsfreiheit der Revolution verdankten, so hatten auch sie sich des Schutzes des Kaisers zu erfreuen. Sie, die hier in Köln früher den größten Beschränkungen unterlagen und Grundeigenthum nur auf fremden Namen besitzen durften, waren ebenbürtig in das volle Staatsbürgerrecht eingetreten.

So wie die Religion und die Kirche der Politik dienen mußte, so auch die Schule. Geistiges und wissenschaftliches Leben wurde nirgend angestrebt, für die Politik des Kaisers, für das Aufgehen der deutschen Jugend in die französische Nation und insbesondere für die Eroberungszwecke des Alleinherrschers war die ganze Einrichtung der höheren Schulen berechnet.

Der Professor Perthes in Bonn, welcher kürzlich den ersten Theil eines sehr interessanten Buches: „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", herausgegeben hat, welchem ich bei Bearbeitung dieses Vortrages Manches verdanke, sagt darüber Folgendes, was ich Ihnen nicht besser als mit seinen eigenen Worten zu geben weiß:

„Das Ziel, welches der Großmeister (der französischen Universität) durch die ihm verliehenen Rechte in den rheinischen Departements zu erreichen suchte, war kein wissenschaftliches, sondern ein fast ausschließlich politisches; es sollten die deutschen Schüler zu willfährigen Unterthanen Napoleon's und zu brauchbaren Werkzeugen seiner Regierung gemacht werden. Unter den Grundlagen alles Unterrichts hebt das kaiserliche Decret namentlich die Treue gegen den Kaiser, gegen die kaiserliche Monarchie und die Napoleonische Dynastie hervor; die Unterrichtssprache und

alle Lehrbücher, selbst die über Geometrie und Prosodie, sollten französisch sein. Lehrer, welche nur Deutsch verstanden, wurden entfernt; nach dem Unterrichtsplan mußte auf französische Grammatik und Literatur ein Drittel aller Stunden verwendet werden; auf dem Lyceum in Bonn war der Unterricht in der deutschen Sprache gänzlich ausgeschlossen, und der Lehrer, welcher sich auch nur ausnahmsweise zu deutschem Vortrage verleiten ließ, lief Gefahr, als verdächtig bezeichnet zu werden. Fontanes selbst, der Großmeister der Universität, wollte die griechischen und römischen Schriftsteller neben Racine und Corneille, Athen und Rom neben dem französischen Kaiserreich, Alexander und Cäsar neben Napoleon nur als Erscheinungen untergeordneter Art behandelt wissen. Die Anstalten, vor Allem die Lyceen, trugen einen halb klösterlichen und halb militärischen Charakter; ein Theil der Zöglinge, die so genannten Internen, hatten in denselben nicht allein Unterricht, sondern auch Wohnung und Kost; sie lebten gemeinsam und nach außen so abgeschlossen, wie früher in den Klosterschulen; während des Essens ward vorgelesen; Briefe durften die Zöglinge nur durch den Censeur, Taschengeld nur durch den Proviseur empfangen. Die Zucht war soldatisch; die Schüler waren in Compagnieen unter Sergeanten getheilt; gingen sie gemeinsam aus, so marschirten sie in Reihe und Glied, der Censeur und Exercirmeister an der Spitze; der große Bonapartehut und ein grauer Rock mit rothem Soldatenkragen gehörte selbst in Kreuznach zur Kleidung der Knaben; Trommelschlag verkündete den Anfang und das Ende des Unterrichts. Die meisten Lehrer waren zwar Deutsche, aber Deutsche von geringer Bildung, denn die begabteren Männer verließen so bald wie möglich die kümmerliche und unsichere Lebenslage, in welcher sie sich an den gewöhnlich des eigenen Vermögens beraubten Collegien befanden; junge Leute wendeten sich nur selten dem Schulfache zu, welches weder Ehre noch Auskommen verhieß; in den meisten Anstalten wurde daher der Unterricht von einigen früheren Ordensgeistlichen ertheilt, denen andere Aussicht nicht offen stand. In die besseren Stellen der wenigen Schulen, welche ein reichlicheres Einkommen besaßen, drängten sich Franzosen

oder französisch Gesinnte ein, und den Deutschen, welche neben ihnen unterrichteten, wurden die in der Musterschule von Paris erzogenen Licentiaten oder Doctoren als Vorbild hingestellt. Unter allen Lehrern katholischer Confession hatte vielleicht nicht ein Einziger deutsche Universitäten des rechten Rheinufers, sondern höchstens Köln, Bonn oder Mainz, oft nur geistliche Seminarien besucht. Die jungen Leute, welche sich weiter auszubilden wünschten, als es auf den Collegien oder einem Lyceum möglich war, hatten, wenn sie sich nicht nach Frankreich wenden wollten, nur die Wahl zwischen Mainz und Coblenz, fanden aber in Mainz nur für Medicin, in Coblenz nur für Jurisprudenz eine Fachschule; zwei an verschiedenen Orten bestehende Facultäten sollten den Deutschen des linken Rheinufers das reich ausgebildete und in diesen Jahren frisch aufstrebende Universitätsleben ersetzen."

Er schildert dann ferner die gleiche Vernachlässigung des Volks-Unterrichts in den Elementar- oder so genannten Primärschulen, wie nach Einziehung alles mit den Kirchen und Schulen in irgend einen Zusammenhang zu bringenden Schulvermögens keine Geldmittel bewilligt worden seien für die Ausbildung der Schullehrer und für Gründung und Erhaltung der Volksschulen, — wie es an Personen und Localen gefehlt und die von einigen Familien gedungenen Wanderlehrer auf irgend einer Scheunentenne Schule gehalten, wo dann abwechselnd Kinder und Korn gedroschen wurden, — wie es an stetiger Aufsicht gefehlt und die auf dem Papier vorgeschriebene alljährliche Inspection durch die Inspecteurs der Akademie, durch Franzosen geübt worden sei, welche hintergangen und verlacht wurden, — wie endlich ein Drittheil aller Gemeinden ohne öffentliche Schulen gewesen und drei Fünftheile aller schulfähigen Kinder vom sechsten bis zum vierzehnten Jahre keine öffentliche Schule besucht hätten.

Ich gestatte mir, hier eine Episode einzuflechten, von der ich selbst Augenzeuge war und die auch für die Stimmung in unserem Lande angeführt worden ist. Sie betrifft den Besuch Napoleon's und der Kaiserin Josephine in Köln im Sommer des Jahres 1804. — Schon damals sah ich den Mann, den das Jahrhundert anstaunte, mit seinem Mameluken Rustan durch die Straßen unserer

Stadt reiten. Ich sah ihn auch, wie er auf dem Neumarkte Parade über die Truppen hielt, und dieses Schauspiel würde unseren Herren Officieren wunderlich vorgekommen sein. Die Truppen hielten in sehr mäßiger Zahl den Neumarkt rings besetzt. In der Mitte des Platzes stand der Kaiser in seiner welthistorischen Stellung, die Arme gekreuzt, den Blitz des Auges bald hier, bald dort sendend, umgeben von den Officieren, die sich zwanglos um ihn bewegten. Diese waren uniform — blaue Kleidung mit gelben Kappstiefeln — gekleidet, aber von Uniformität der Soldaten konnte keine Rede sein. Der eine trug eine Uniform, der andere eine weiße Jacke, der dritte einen Mantel, der eine einen Czakot, der andere ein Bonnet de Police. Kurz, es war eine bunte Musterkarte, auch das Exerciren und der Vorbeimarsch ohne Spur unserer heutigen Präcision, und dennoch gehorchten Alle dem einen Willen, der sie bald nachher nach Oesterreich zum Siege führte. — Die Wohnung des Kaisers war in dem Blankenheimer Hof am Neumarkt, jetzt Caserne, vor welchem zu Pferde zwei riesige Grenadiers à cheval Posten hatten. —

Es liegt mir ein Brief von Dorothea v. Schlegel, welche sich mit ihrem Ehemanne Friedrich v. Schlegel auf Veranlassung der Brüder Boisserée damals bekanntlich in Köln aufhielt, über dieses Ereigniß vor, den ich Ihnen, freilich nicht ohne meine Kritik, mittheilen möchte. Er lautet:

„Man fängt eben an, hier von dem Taumel zu erwachen, in welchem Alles von der Gegenwart des Kaisers ergriffen und ganz berauscht war. Es war ein neues, seltenes Schauspiel, dieser Empfang, diese wahrhaft kindliche Freude. Alles, was die Zeitungen davon sagen, ist nur Schatten; nie habe ich solche Volksfeste gesehen, nirgends in der Welt können sie auch wohl so eingerichtet sein, als wo die katholische Geistlichkeit anordnet und präsidirt. Diese allein hat noch Sinn und Geschmack für wahre Ceremonie, für Würde, Pracht und Freiheit. Von den Parisern läßt sich nicht urtheilen, ihre Geistlichkeit theilt diese Prärogative der deutschen, insonderheit der kölnischen, nicht.

„Dem Einzuge der Kaiserin am Tage vorher war mit Erwartung entgegengesehen worden, aber sie war krank. Der Platz,

auf dem sie wohnte, war erleuchtet worden; er ist groß, mit einer doppelten Reihe von Bäumen besetzt, welche, bis an die Wipfel erleuchtet, Feuer statt Laub zu tragen schienen. Die Häuser waren ringsum verziert mit Transparents und Sinnbildern; ein hoher Obelisk, in der Mitte des Platzes, trug auf seiner Spitze vier starke Fackeln, deren Flamme eine ganz vortreffliche Wirkung machte. Den Abend darauf hieß es auf einmal: der Kaiser kommt in zwei Stunden! Nun eilte eine Stunde weit vor dem Thore Alles ihm entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Wagen, wer nur Athem hatte und sich bewegen konnte. Der lange Weg vom Stadtthor bis zu seinem Hause wurde mit Einem Male so hell, wie mitten am Tage. Die Straßen wurden angefeuchtet und mit duftenden Balsamstauden, Blumen und Eichenlaub überstreut. Die Kirchen, vor denen er vorbei sollte, wurden geöffnet und mit vielen Hundert Wachsfackeln hell bis in die Tiefe erleuchtet. Im Ornat mit brennenden Fackeln, Kreuz und Fahnen und Weihrauch standen die Priester vor den Altären. Dieser Geruch, der Duft der Blumen und Blätter, der ehrwürdige Anblick der Geistlichkeit, die Beleuchtung, nicht nur wie gewöhnlich mit Lämpchen und Lichtern, sondern ganze Straßen hell von dem Glanze weißer Wachsfackeln! In großen Häusern der reichen Classe sah man unzählige Branchen von Krystall mit Wachslichtern brennen. Das Läuten aller Glocken, das Abfeuern des Geschützes, und mehr als alles das, der wirklich enthusiastische Ruf des Volkes in den Straßen, dazu die Trommeln, Musik aller Art, der Lärm der Pferde und Wagen im Zuge — es ist ganz unglaublich, man muß dies gesehen und gehört haben! Der Kaiser hatte sich in dem Wagen zurückgelegt; das war dem Volke nicht lieb, welches gehofft hatte, ihn zu Pferde zu sehen. Da er nun auf dem Platze anlangte, drängte das Volk sich immer dreister um den Wagen; die Gensd'armes wichen und ließen den immer froher jubelnden Bürgern Raum. Der Kaiser lehnte sich hinaus und begrüßte sie. Nun waren sie ausgelassen und zogen den Wagen bis vor das Haus. Er stieg aus und stellte sich auf den Altan, von wo herab er mit großer Freundlichkeit grüßte. Dadurch ward das Volk bis zur Ueberspannung

erfreut und aufgemuntert. Die Stadt und der Platz waren durchaus herrlich erleuchtet und blieben es drei Nächte hindurch. Den Abend darauf erschien der Kaiser und die Kaiserin, die sich unwohl befand, bei dem Feste an dem Hafen. In einem Halbzirkel den Hafen umgebend, liegt die Stadt, und längs dem Rheine in der Mitte dieses Halbzirkels ist ein altes Gebäude, von seiner ersten Bestimmung her die Fischerzunft benannt. Es ist eine Art von rundem Thurm und tritt weit hervor, so daß man von ihm beide Enden der Stadt und den ganzen Rhein, hinauf und hinab, erblickt, so weit das Auge trägt. Der Thurm war erleuchtet mit unzähligen Fackeln und Lichtern; Sinnbilder und Inschriften prangten umher, die alle von einem sehr gelehrten Manne hier, Namens Wallraf, erfunden und voll hohen Sinnes und tiefer Bedeutung sind.

„Als der Kaiser hier ankam, reichte man ihm den Ehrenwein, ein alter Gebrauch der Stadt, wenn ein Fürst herkommt. Auf dem Altane war ein reich verzierter Thron erbaut. Da der Kaiser hinaustrat, war er ganz ergriffen von der großen Scene, die hier sich ihm darbot. Er schlug die Hände vor den Augen zusammen und blieb eine Weile stumm. Nachher verglich er es mit Venedig, als das Einzige, womit es zu vergleichen wäre.

„Das Ufer, die Stadt brannte hell in Flammen, in Sinnbildern, so weit das Auge reichte. Im Hafen waren eine Menge der schönen holländischen und oberrheinischen Schiffe. Nachen und Kähne mit unzähligen Lampen, Wachsfackeln und Feuern erhellt und mit Blumen und Laub auf das herrlichste umwunden und verziert. Alle Schiffe im Hafen waren vermittels Guirlanden von Laub und Blumen an den hohen Masten vereinigt, wo Laternen herabhingen, allenthalben glänzten die Namen Napoleon und Josephine im Feuer im Strome wieder. Der Rhein schien in Flammen zu fließen. Najaden, Tritonen und Seepferde hoben und trugen jene Namen in Feuerzügen. Das Geschütz tönte doppelt und dreifach von dem gegenüberliegenden Siebengebirge zurück. Von einem der Schiffe schallte türkische Musik, auf einem anderen brannten Feuerwerke. Viele Hundert Flaggen aller Art, aller Farben, aller Völker wehten und wallten hoch

in der Luft. Der französische goldene Adler im himmelblauen Felde auf dem schneeweißen Grunde, triumphirend hoch über alle! Das Hurrah der Matrosen, das unablässige Vivatrufen des Volkes, die fliegende Brücke, die wie ein feuriger Berg beständig dazwischen hinüber und herüber führte!

„Der Kaiser war sehr zufrieden; Köln ist bezaubert von ihm, und je mehr er sich hingab, je vertraulicher, offener er ward, je mehr bekam man ihn lieb. Auch war er hier, wie man ihn nie sonst sieht, offen und freundlich, ja, zutraulich. Eines Abends, da einige angesehene Personen der Stadt, ohne Unterschied des Ranges, bei der Kaiserin versammelt waren, wo sich auch die Herzogin von Baiern nebst ihren Kindern befand, sprach der Kaiser über die verschiedensten Gegenstände, über die Religion, die Unsterblichkeit der Seele, seine Regierungsmaximen, wie er nämlich glaubte, die erste Tugend eines Regenten sei die Mäßigung. Dann sprach er über die Kantische Philosophie und über die deutsche Literatur überhaupt. Von der ersteren behauptete er, sie sei eine unnütze Chimäre ohne Grund, und die letztere habe durchaus kein Verdienst und keinen Werth. Nachher sprach er von Geschäftssachen. Im Handel und allem, was dazu gehört, zeigte er die allergründlichsten Kenntnisse, zum größten Erstaunen aller Anwesenden. — Er hat dem Handel viele von seinen alten Freiheiten und Rechten wieder zugestanden, ohne welche er bald gänzlich ruinirt gewesen sein würde. Auch hat er gezeigt, wie gut er unterrichtet sei von der Unterdrückung, welche die Kölner bisher von den französischen Beamten zu leiden hatten. Mehrere von diesen, die das Departement auf das schändlichste vernachlässigten und bestahlen, hat er abgesetzt, andere hart angelassen. On m'a trompé, sagte er, on ne m'a dit que de faussetés. — Zu einem Italiener, der hier eine sehr bedeutende Stelle hatte, sagte er: vous êtes venu de fort loin, pour voler ce pays-ci. Er hat Deutsche angestellt und befördert. Er hörte Jedermann an, sprach Jedermann, gewährte, was nur möglich war. Sein ganzes Betragen war liebenswürdig und mußte die Herzen gewinnen. So zum Beispiel verlangte er recht eigentlich, nur Ein Bett mit der Kaiserin zu haben, ein Beispiel ehelicher

Zutraulichkeit, welches auf die religiösen, sittlichen Kölner vortheilhaft wirkte. — Die Liebe, das unvergängliche Andenken im Herzen dieses guten Volkes ist ihm nun gewiß. Auch er scheint von dem Eindrucke gerührt zu sein, den er auf die Bürger gemacht. Die letzte Parole, die er hier austheilte, hieß: Cologne, contentement."

Ich muthe Ihnen nicht zu, alles, was hier steht, zu glauben. Diese Tochter des Orients in der Gluth ihrer kräftigen Phantasie, wie Helmine v. Chezy, an welche der Brief gerichtet ist, sie nennt, hat hier Manches in anderem Lichte gesehen und übertrieben. Begleiten wir den Einzug z. B. nur auf dem Wege, den er nahm, vom Eigelstein durch die Hochstraße und Schildergasse nach dem Blankenheimer Hof am Neumarkt, so reduciren sich die Kirchen schon örtlich höchstens auf die eine Jesuitenkirche, über die ich keine Auskunft geben kann. Auch der Widerhall des Geschützdonners von dem gegenüber liegenden Siebengebirge gibt Zeugniß von dieser Phantasie. — Ob die Geistlichkeit das ihr gespendete zweifelhafte Lob verdient, so viel zur Verherrlichung des Imperators beigetragen zu haben, muß ich dahin gestellt sein lassen, bemerke aber, daß der Brief kurz vor dem Uebertritte der Schreiberin zur katholischen Kirche geschrieben war, wie man dieses schon zwischen den Zeilen lesen kann. Des Geschreies vive l'empereur gab es übrigens genug und die Pferde wurden ausgespannt, auch war die Erleuchtung am Rhein brillant, und Napoleon ernannte die Stadt zu einer bonne ville und gab ihr den Freihafen. — Aber es wurde auch gesagt, daß die Hauptschreier und die menschlichen Zugpferde dafür von der Polizei bezahlt waren, und mit solchen Provocationen läßt sich die Menge leicht begeistern, die heute Hosianna und morgen Kreuzige ruft.

Ich habe bisher hauptsächlich von dem linken, unmittelbar unter französischer Herrschaft stehenden Rheinufer gesprochen. Es bleibt mir noch übrig, Einiges über die mittelbar dieser Herrschaft unterworfenen Gebietstheile des rechten Rheinufers zu sagen.

Der ostrheinische Theil des seit der Besitznahme durch Johann Sigismund von Brandenburg (1609) provisorisch und seit der Beendigung des Cleve'schen Erbfolgestreites (1666) definitiv dem brandenburgisch-preußischen Scepter unterworfenen und dieser Dynastie herzlich zugethanen Herzogthums Cleve war nach dem Luneviller Frieden am 9. Februar 1801, welcher die Westseite des Rheines an Frankreich übertrug, an Preußen verblieben. Dieses mußte sich aber in Folge des französisch-österreichischen Krieges von 1805 entschließen, jenen Theil in einer zu Wien am 16. December 1805 geschlossenen Convention sammt den Fürstenthümern Anspach, Baireuth und Neufchatel an Frankreich gegen Hannover zu vertauschen. Napoleon tauschte nun wieder Anspach und Baireuth gegen das Herzogthum Berg an Baiern und schuf daraus, wie aus dem ostrheinischen Cleve und andern Partikeln, einen kleinen Staat, den er einem Verwandten schenkte, aber völlig nach seinem Willen lenkte.

Das Herzogthum Berg stand seit dem oben erwähnten Successionsstreite unter der im Ganzen milden Regierung Pfalz-Baierns. Die spanische Religions-Verfolgung in den Niederlanden, wie später die Aufhebung des Edicts von Nantes (1598), welches unter Heinrich IV. den Reformirten in Frankreich freie Religionsübung verbürgt hatte, durch Ludwig XIV. (1685) hatten diesem kleinen Lande wiederholt flüchtige Fabricanten und Arbeiter zugeführt, welchen hier freie Religionsübung gestattet wurde und welche den Grund legten zu der reichen Industrie, die sich durch keine andere Hülfsmittel als Handelsfreiheit und eine glückliche factische Neutralität in den Streitigkeiten der Zeit immer mehr hob. Reiche Domainen enthoben die Fürsten, das mit großer Oekonomie geübte Steuerbewilligungsrecht der Stände stark in Anspruch zu nehmen, die Steuern waren daher sehr gering, und das Volk lebte zufrieden, wenn auch ohne besonders geistiges Streben unter manchem alten Schlendrian.

Am 26. Februar 1806 hatte Napoleon die Existenz des Großherzogthums Berg decretirt, und in Düsseldorf, wohin mein Vater nach dem Luneviller Frieden aus preußisch-cleve'schen Diensten sich zurückgezogen hatte, weil er weder den Franzosen dienen,

noch unter ihnen wohnen wollte, — wußte Niemand, wer der neue Landesherr sei. Auf dem Marktplatze war die neugierige Menge versammelt und wir vorwitzige Jungen mitten darunter. Da erschien auf dem Balcon des Rathhauses der Bürgermeister von Düsseldorf, Freiherr v. Scharfenstein, genannt Pfeil, damals Besitzer von Stammheim, welches später unser würdiger, zu früh vollendeter Mitbürger, der Graf Fürstenberg, von seinen Erben gekauft hat, — in der Malteser-Uniform und proclamirte den Prinzen Joachim Murat, Napoleon's Schwager, als Großherzog von Berg.

Bald erschien dieser denn auch im Lande, ein stattlicher Mann in phantastischer Kleidung, mit einem Reiherbarett, Rittermantel, gelb saffianenen Reiterstiefeln, mit Türkensäbel oder Römerschwert, ein kühner Reiter, der auf schönen, stolzen Pferden dahin sprengte.

Seine ritterliche Erscheinung imponirte dem Volke, welches, betäubt durch die Umwälzungen der neuen Zeit und durch die gewaltigen Siege Napoleon's, ihn willenlos hinnahm. Auch der Adel des Landes fand es gerathen, sich um ihn zu sammeln, wiewohl er ihm seine Privilegien nahm, — so daß selbst ein Herr aus den ersten Familien des Landes ihm als Kammerherr später nach Neapel folgte. — Als wenn es sich von selbst verstände, hob er jene Berechtigungen auf. Nicht ohne Galanterie erklärte er höflich der Freifrau v. Wendt, Besitzerin der reichsunmittelbaren Herrschaft Hardenberg, in einer Soiree: Madame, il faut que je vous déclare la guerre, was sich denn freilich ohne Blutvergießen durch einfache souveraine Besitznahme der Herrschaft erledigte.

Von dem Aufenthalte im Lande zogen ihn bald die Kriegsereignisse ab, und die Organisation des Landes nach französischem Muster schritt vor. Franzosen nahmen großentheils die ersten Administrationsstellen ein, zuerst an der Spitze der Minister Agar, welchem unerhörter Weise wegen angeblicher Verdienste um das Land die ihm geschenkte Herrschaft Mosbroich verblieb, obwohl der erste pariser Friede die Schenkungen von Immobilien an Franzosen vernichtete, — und später Beugnot, der im Jägerhofe zu

Düsseldorf wie ein Fürst Hof hielt und dessen stolzen Uebermuth sich die Ersten des Landes gefallen ließen.

Nach dem Tilsiter Frieden wurde das Großherzogthum Berg durch die preußischen Abtretungen, die Grafschaft Mark und das Münsterland vergrößert, welches letztere indessen später den hanseatischen Departements zugetheilt wurde. Als im Juli 1808 Murat auf den Thron von Neapel erhoben wurde, theilte Napoleon das Land seinem Neffen Louis, dem Sohne Joseph's Bonaparte, dem älteren, früh gestorbenen Bruder Napoleon's III., einem Kinde zu, die Verwaltung aber wurde unverändert unter der Vormundschaft des Kaisers geführt.

Bei der Besitznahme dieser Landestheile hatten sich die Wogen der Revolution bereits beschwichtigt, und deßhalb waren die Aenderungen in der Gesetzgebung minder gewaltsam. Auch blieb die Gerichtssprache deutsch und in der Administration wenigstens gemischt. Das Volk blieb daher auch mit Rücksicht auf die kürzere Zeit des Besitzes mehr deutsch, und die französischen Eindringlinge wurden nur mit Unwillen ertragen.

Napoleon hatte inzwischen seine Siege und Eroberungen fortgesetzt. 1800, 1805, 1809 hatte er die Oesterreicher, 1806 die Preußen besiegt, und wer in der Rheinprovinz deutsch gesinnt war, wer in ihrem Süden am Reiche und in ihrem Norden an Preußen hielt, der wurde dadurch mit Schmerz erfüllt.

Die Niederlande waren unter dem Vorwande einer Alluvion zuerst zu einem Königreiche gemacht und dann zu Frankreich gezogen. Die Fürsten des Rheinbundes waren an seinen Siegeswagen gekettet, Spanien und Italien, ja, selbst das ferne Schweden an seine Verwandten und Anhänger vergeben. In dem Nordwesten Deutschlands theilten sich zur Durchführung des Continental-Systems die hanseatischen Departements und das Königreich Westfalen. Dieses Continental-System wurde, um England zu schaden, mit äußerster Strenge durchgeführt. Früher hatte nur eine strenge Douanenlinie den Rhein bewacht. Mochte auch am Rhein durch den Schmuggelhandel mit Hülfe einer bestechlichen Douanerie viel Geld verdient werden, für das ganze Volk, und insbesondere für die gebildeten Classen, deren gewohnte Lebens-

weise dadurch sehr gestört wurde, war das System höchst belästigend und für die Gränze demoralisirend. Namentlich trat diese Belästigung hier in Köln ein. Manufactur- und Colonialwaaren befanden sich in großer Auswahl zu billigen Preisen in Deutz, und manchmal konnte, insbesondere das schöne Geschlecht, welchem man, vielleicht mit Unrecht, derartige Neigungen nachsagt, der Versuchung nicht widerstehen, sich, arglos scheinend, damit zu versehen. Da kam es denn oft vor, und ich erinnere mich selbst eines solchen Falles, daß aus einer großen Gesellschaft, mit der wir von Deutz auf der fliegenden Brücke zurückgekehrt waren, eine Dame von den Douaniers in das Häuschen am Markmannsgassenthore hereingeholt wurde und sich der Entkleidung und Visitation durch ein Commisenweib unterwerfen mußte. Das System erhielt aber seine größte Höhe durch das berüchtigte Decret von Fontainebleau vom 18. December 1812, welches die Verbrennung aller englichen Waaren anordnete. Ich sah selbst auf dem Casernenplatze zu Düsseldorf eine große Menge der schönsten Stoffe in Flammen auflodern; indessen erzählte man sich, daß ein großer Theil verschont geblieben sei, und daß die Douanen-Beamten mit Hülfe ihrer schöneren conservativen Hälften, die Hälfte der Stücke in der Nacht abgerissen und behalten hätten.

Man kann sich denken, welchen Eindruck dieser Act der Willkür im Lande machte, da er vorgeschrieben war und ausgeführt wurde, ohne Rücksicht, ob die Waaren versteuert waren oder nicht.

Wenn nun auch in Folge des Continental-Systems im französischen Reiche die Industrie sich in mannigfacher Weise durch ihr Monopol hob, so drückte es doch um so stärker auf das industriereiche bergische Land, welchem die Absatzquellen jenseit des Rheines gänzlich verstopft wurden, und nur mit der dadurch entstandenen Verzweiflung mag die vor dem Richterstuhle des Patriotismus durchaus verdammliche Deputation aus Elberfeld nach Paris einiger Maßeu zu entschuldigen sein, welche — jedoch vergebens — um Einverleibung des Großherzogthums Berg in Frankreich bat. Aber nicht bloß die materiellen Interessen unterlagen dem Druck, auch die geistigen, wie bei den Schulen bereits an-

gedeutet wurde. Die Wissenschaft, sofern sie nicht unmittelbar praktische Zwecke anstrebte, war dem Eroberer zuwider, die Speculation gefährlich. Nur aber in freier Entwicklung kann die Wissenschaft gedeihen, denn wo Freiheit gebricht, da leuchtet kein Licht, und Wahrheit und Hochsinn ersterben. Jede literarische Thätigkeit, insbesondere jede literarische Gemeinschaft mit Deutschland wurde durch polizeiliche Ueberwachung aufs äußerste erschwert.

Neben den Douanen peinigten auch die Keller-Ratten, rats de cave, das Volk, — die Beamten, welche die Steuern unter dem Namen droits réunis auf Wein, Cider, Bier, Branntwein, Salz, Tabak, öffentliche Landkutschen, Gold- und Silberstempel u. s. w. zu erheben und zu controliren hatten und welche sich durch die Chicanen ihrer Geschäftsführung sehr verhaßt machten.

Auch die Kirche sollte, wie wir bereits oben andeuteten, nur die Magd der Politik sein. Genügte es auch Anfangs dem gemeinen Manne, daß der Kaiser die Formen der katholischen Kirche unangetastet ließ, so mußte doch die spätere unwürdige Behandlung des Papstes in der ganzen katholischen Christenheit Unmuth und Erbitterung erregen.

Die Eifersucht Napoleon's auf den geistigen Einfluß, welchen der Papst auf die Bevölkerungen der katholischen Länder äußerte und welche sich auch in Frankreich gezeigt hatte, als der Papst 1804 genöthigt wurde, den Kaiser in Paris zu krönen, die ungezähmte Herrschsucht, sich zum Herrn der Welt aufzuwerfen, führten ihn zum Bruch concordatmäßig festgestellter Rechte, zu immer gewaltsameren Maßregeln, zur Besetzung des Kirchenstaates und Roms, zu deren Vereinigung mit dem französischen Reiche, endlich, nachdem der Papst sich durch Bannbullen gegen die Verüber der Gewaltthätigkeiten umsonst gewehrt hatte, zur Verhaftung des Papstes.

In der Nacht vom 5. zum 6. Juli 1809 escaladirte ein französischer Gensd'armen-General Radel, begleitet von französischen Officieren und römischen Sbirren, die Gartenmauer und ein Fenster des zur Sicherheit in seinen Hauptzugängen vermauerten Quirinals, und als der Papst den Bestürmungen: auf seine weltliche Herrschaft Verzicht zu leisten und ein Jahrgehalt von

zwei Millionen Francs anzunehmen, widerstand, erklärte ihm, wie man sagt, der General: Mon pape, il faut que je Vous arrête, und so wurde der ehrwürdige Greis in brennender Sonnenhitze nach Frankreich und zurück nach Savona im Genuesischen geschleppt, wo er bis zur Abdankung Napoleon's im Jahre 1814 als Gefangner in strenger Haft blieb.

Die Unzufriedenheit über alle diese Zustände machte eine strengere Ueberwachung des Volksgeistes nöthig. — Das freie Wort wurde überwacht, die Druckereien waren auf eine sehr geringe Zahl beschränkt, in die Provinzen wurden so genannte Commissaires spéciaux de police geschickt, deren einer auch in Köln unter Sachsenhausen in dem Hause residirte, an dessen Stelle jetzt das Local des Bankvereins gebaut wird, die Furcht vor Spionen lähmte das freie Wort, und vier große Staatsgefängnisse wurden in Frankreich eingerichtet, worin die Verdächtigen unter heuchlerischen Formen eingesperrt wurden, die der Willkür des Despoten dienten.

Da auf dem Gipfel seiner Macht ereilte ihn auf den Eisfeldern Rußlands das Verderben, und unter dem Jammer so Vieler um ihre theuren Angehörigen, deren Knochen dort bleichten und die den vielen früheren, in Deutschland und Spanien gefallenen Opfern der Conscription gefolgt waren, — schlug manches deutsche Herz auch am Rheine hoffend der Erlösung vom fremden Joche entgegen.

Im Bergischen waren schon drohende Zeichen und Anfänge eines Aufstandes erschienen. — Die Conscription fand im Januar 1813 energischen Widerstand. Das Schicksal der in Spanien, Deutschland und Rußland für die französische Herrschaft geopferten Brüder schreckte ab. Eine lawinenartig anschwellende Bande von Refractaires, denen sich allerdings loses Gesindel zugesellte, durchzog das Land, verübte Unfug aller Art, insbesondere den Behörden gegenüber, und plünderte die öffentlichen Cassen. — Wenn auch Räubereien mitunter der Zweck und der Erfolg waren, so lag doch auch ein politisches Motiv zum Grunde: Franzosenhaß, wie sich schon aus ihrem Reimspruch ergibt:

Jetzt hab' ich geladen meine Pistolen,
Der Teufel soll die Franzosen holen.

Man nannte sie spottweise Klüppelrussen oder Speckrussen, und dieser Name weis't darauf hin, daß man die Russen schon erwartete.

Der Kaiser schickte den General Lemarois nach Düsseldorf, der dort mit den Worten auftrat: Il faudra faire fusiller une centaine et tout se tranquillisera. — Das Land wurde in Belagerungs-Zustand erklärt, und mobile Colonnen vollendeten die durch die Gensd'armerie begonnene Zersprengung der Gewalthaufen. — Einige der Führer wurden erschossen. Ich selbst sah einen derselben unter den Kugeln zusammensinken. Den Verwendungen und der Festigkeit der Behörden, namentlich meines würdigen verewigten Gönners, des damaligen General-Procurators Sethe, und des noch in Düsseldorf lebenden emeritirten Landgerichts-Präsidenten, damaligen Appellations-Gerichtsrathes Rive, war es zu verdanken, daß man es bei diesen Opfern bewenden ließ.

Unerhörte Anstrengungen erfolgten zur Schaffung eines neuen Heeres, um der Armee der gegen Frankreich Verbündeten entgegen zu treten. Die gesetzlich gültige Remplacirung bei der Conscription schützte nicht mehr. Eine so genannte Noble Garde wurde aus den Söhnen der Angesehensten und Reichsten im Lande gewaltsam zusammengetrieben, um dem Eroberer theils zur unmittelbaren Verwendung, vorzüglich aber, um als Geißel für die Treue ihrer Familien zu dienen.

Vergebens! Das Gottesgericht vollendete sich auf den Schlachtfeldern von Leipzig und die Verbündeten verfolgten die Flüchtigen bald bis an den Rhein. — Mit lautem Jubel wurden Jene an den ostrheinischen Ufern aufgenommen, — auf der Westseite hielt die Furcht die Gemüther noch gebannt. In Köln commandirte der General Sebastiani, und drohte jedem, der Sympathie für die Alliirten blicken ließ, mit Verhaftung und Abführung. Dieses Schicksal drohte insbesondere der Familie v. Groote, in Folge eines aufgefangenen Briefes des damals in Düsseldorf beschäftigten jetzigen Kanzlers, welcher in griechischen Buchstaben geschrieben war und Mittheilungen über den Gang der Ereignisse enthielt. Nur mit großer Mühe und bei der baldigen Flucht

der Franzosen gelang es, die beschlossene Internirung nach Amiens abzuwenden. Ein mehr kühn als besonnen versuchter Handstreich auf Köln mißlang und kostete dem Anführer Major von Boldenstern das Leben. Am Niederrhein zog sich der Marschall Macdonald, der edelste der französischen Heerführer, vor den Preußen zurück und Blücher ging am 1. Januar 1814 bei Caub über den Rhein.

Mit Recht fragen Sie? Welches war die Stimmung am Rhein? und schloß sich die waffenfähige Jugend den siegreichen deutschen Heeren an?

Aber wo war diese Jugend? Sie lag auf den Schlachtfeldern Rußlands, Deutschlands und Spaniens, ein blutiges Opfer des Eroberers, und selbst die, welche sich durch Remplacement losgekauft hatten, waren der Noble Garde einverleibt, geschlagen, zerstreut und gefangen.

Ueber die Stimmung am westlichen Rheinufer kann ich persönlich kein Zeugniß geben, weil ich damals in Heidelberg studirte, wo unsere Herzen laut aufjubelten, wenn eine Nummer des österreichischen Beobachters, der einzigen Zeitung, die uns von drüben zuging, uns von den Siegen der Verbündeten erzählte und hoch vom Tische den dicht Umstehenden vorgelesen wurde.

Ich kehrte von dort nicht zurück, sondern zog es vor, mit dem Segen der Eltern mich dem ersten preußischen Corps, das mir begegnete, mit der Büchse anzuschließen. — Aber das kann ich versichern, daß am Rhein das Gefühl nationaler Zusammengehörigkeit in Blut und Sprache, in Neigung und Abneigung durch die zwanzigjährige französische Herrschaft noch nicht ertödtet war, daß es vielmehr, erregt durch den Druck der letzten Kaiserzeit, aufflammte und den deutschen Waffen den Sieg erflehte. — Freilich mochte es auch vielfach durch die Furcht ungeordneter, unsicherer Zustände unterdrückt werden, und nicht ohne Grund. Denn nahe war es daran, daß die Federn ganz verdarben, was die Schwerter uns erwarben.

Noch in Frankfurt faselte man in einem Manifeste vom 1. December 1813 von einem großen, starken und glücklichen Frankreich, als wenn dies der Zweck so ungeheurer blutiger

Anstrengungen gewesen sei, und bot dem französischen Bevollmächtigten, Baron St. Aignan, den Rhein als Gränze an, — noch auf dem Congresse zu Chatillon im Februar 1814 unterhandelte man auf solchen Grundlagen und nur dem Uebermuthe Napoleon's und den Erfolgen unserer Waffen verdanken wir es, daß diese Unterhandlungen scheiterten. Was wurde, wenn dieselben zu Stande kamen, aus den Unterthanen Frankreichs, welche die Waffen gegen dieses ergriffen hatten?

Am wenigsten schlug diese Rücksicht durch im Clevischen, wo die Sympathieen für das angestammte preußische Königshaus überwiegend waren, und im Bergischen, wo man sich, gedeckt durch den Rhein, sicherer fühlte, und wo das Band mit Deutschland noch kürzere Zeit zerrissen war.

Im Cleve'schen organisirte der preußische Major v. Reiche ein Freicorps zu Pferde nach Muster der Kosaken und eine Jägerschar zu Fuß. Im Bergischen aber strömte die noch übrige Jugend zu den Waffen, freiwillige Beiträge und Selbst-Equipirung erleichterten die Ausrüstung und in sechs Wochen stand eine Brigade fertig da, bestehend aus zwei Infanterie-Regimentern, einem Husaren-Regimente, einem Jäger-Bataillon und einer Batterie, welche zur Belagerung von Mainz verwendet wurden.

Ein fauler ungenügender Friede beendete zu Paris den Krieg, auf Grundlage der französischen Gränze von 1792. Das Städtchen Palizeul war die einzige Eroberung, die wir über diese Gränze hinaus durch den Frieden erwarben, und ein Spottvogel schlug vor, dieses Städtchen abzubrechen und auf dem Schlachtfelde von Leipzig als Siegesdenkmal aufzubauen. — Dagegen blieben andere Gebietstheile, namentlich das Fürstenthum Nassau-Saarbrücken mit seinen unerschöpflichen Kohlengruben eine Beute der französischen schlauen Diplomatie.

Die Verhandlungen auf dem Wiener Congresse begannen. Lassen Sie mich über diese ekelhafte Periode unserer Geschichte hinweg gehen, wo die französische Intrigue unter ihrem Altmeister und Dämon Talleyrand es verstand, die Eifersucht unter den verbündeten Mächten zu schüren und die Hoffnungen auf eine mächtige deutsche Einheit zu vereiteln; wo Jeder der deut-

schen Fürsten seinen Theil haben wollte mit einer Partikel deutschen Landes; wo man in unwürdigem Seelenhandel berechnete, wie viele Seelen diesem und jenem gebührten, und sie ihm dann ohne Rücksicht auf Geschichte, auf Zusammengehörigkeit, auf Schutz nach außen zutheilte, wie namentlich an der Vormauer gegen Frankreich geschah mit der Rheinpfalz, die theils an Baiern, theils an Hessen, mit den Fürstenthümern Meisenheim, St. Wendel und Birkenfeld, die an Hessen-Homburg, Coburg und Oldenburg gegeben wurden, — wo man Preußen, zum Lohne für seine heldenmüthigen Anstrengungen eine langgedehnte, ungeschützte Lage vom äußersten Osten bis zum äußersten Westen anwies und die westliche Gränze noch mittels Entziehung des natürlichen Abschlusses durch die Maas schwächte, deren rechtes Ufer, wie Limburg und Luxemburg, dem außerdeutschen Holland zugetheilt wurde.

In dieses Gewirre von Selbstsucht und Intrigue, von Neid und Haß, schlug wie ein Blitz im März 1815 die Nachricht von dem Aufbruche Napoleon's von Elba, und die Noth zwang, sich so schnell als möglich zu einigen. Preußen nahm, was man ihm geboten, auch die Rheinprovinz, und mit der Besitznahme am 5. April 1815 erließ der König einen Aufruf an die mit der preußischen Monarchie vereinigten Rheinländer, aus dem ich Folgendes hervorhebe:

„Als Ich dem einmüthigen Beschluß der zum Congreß versammelten Mächte, durch welchen ein großer Theil der deutschen Provinzen des linken Rheinufers Meinen Staaten einverleibt wird, Meine Zustimmung gab, ließ Ich die gefahrvolle Lage dieser Gränzlande des deutschen Reiches, und die schwere Pflicht ihrer Vertheidigung nicht unerwogen. Aber die höhere Rücksicht auf das gesammte deutsche Vaterland entschied Meinen Entschluß. Diese deutschen Urländer müssen mit Deutschland vereinigt bleiben; sie können nicht einem anderen Reich angehören, dem sie durch Sprache, durch Sitten, durch Gesetze fremd sind. Sie sind die Vormauer der Freiheit und Unabhängigkeit Deutschlands, und Preußen, dessen Selbstständigkeit seit ihrem Verluste hart bedroht war, hat eben so sehr die Pflicht, als den ehren-

vollen Anspruch erworben, sie zu beschützen und für sie zu wachen. Dieses erwog Ich, und auch, daß Ich Meinen Völkern ein treues männliches deutsches Volk verbrüdere, welches alle Gefahren freudig mit ihnen theilen wird, um seine Freiheit, so wie sie und mit ihnen, in entscheidenden Tagen zu behaupten. So habe Ich denn im Vertrauen auf Gott und auf die Treue und den Muth Meines Volkes diese Rheinländer in Besitz genommen und mit der preußischen Krone vereinigt.

„Und so, Ihr Einwohner dieser Länder, trete Ich jetzt mit Vertrauen unter Euch, gebe Euch Eurem deutschen Vaterlande, einem alten deutschen Fürstenstamme wieder, und nenne Euch Preußen!"

Bis dahin waren die eroberten Länder in Folge einer am 21. October 1813 zu Leipzig abgeschlossenen Convention einem Central-Departement unter Leitung des Staats-Ministers v. Stein überwiesen worden, der in den verschiedenen Provinzen General-Gouverneure ernannte und zwar, was uns zunächst betrifft, für den Mittelrhein zu Coblenz, für den Niederrhein zu Aachen, für das Großherzogthum Berg zu Düsseldorf, — welche Bezirke aber in der Folge verschiedene Modificationen erlitten. — Ihr Streben ging dahin, deutsche Gesinnung, deutsche Sitte, deutsche Vaterlandsliebe mehr und mehr zu beleben. — Dazu trug auch insbesondere bei ein Mann von reicher Begabung und glühender Begeisterung, den man indessen von Wandlungen nicht frei sprechen kann, welche die Richtung der Zeit in ihm hervorbrachte. Ich meine Görres. In seiner Jugend hatte er feurig die Ideen der Revolution erfaßt und giftigen Hohn geschleudert auf das zusammenfallende deutsche Reich wie auf die katholische Kirche, — die Erkenntniß der Hohlheit des revolutionären französischen Treibens, die schamlosen Mißbräuche in ihrem Gefolge, Raub, Erpressung, Bestechung, wie die Unterjochung des Imperators hatten ihn zu ernsten Studien geführt und wieder für Deutschland gewonnen, so daß er als Mitglied dem Tugendbunde beitrat. Im Jahre 1814 lernte er mehrere seiner Genossen dieses Bundes persönlich kennen, mit ihnen wurde das Bedürfniß einer Zeitschrift, besonders für die Rheinlande, besprochen, deren Ten-

denz es sein sollte, deutschen Sinn zu erwecken und zu beleben, und so entschloß sich Görres im Februar 1814 zur Herausgabe des Rheinischen Mercurs. Diese Zeitschrift verbreitete sich in kraftvoll eigenthümlicher Sprache und deutsch-patriotischer Gesinnung über die wichtigsten Gegenstände der Zeit, der Geschichte und der Politik, sie repräsentirte die Ansichten der Besten des Volkes und gewann einen so entschiedenen Einfluß auf die öffentliche Meinung, daß die Franzosen sie die fünfte Macht nannten und die englischen Zeitungen ihre Aufsätze fast vollständig übersetzten. Ihre Schroffheit, ihre Rügen eingetretener Mißbräuche, ihre Geltendmachung berechtigter Erwartungen machten sie indessen nach Oben unbequem und so wurde sie nach zweijährigem Bestehen im Jahre 1817 verboten. Die weiteren Schicksale dieses ausgezeichneten Mannes, der zuletzt mit dem unbedingten, eifrigsten Gegensatze seiner anfänglichen Stellung zur katholischen Kirche endete, gehören so wenig als das ihm angethane Unrecht hieher.

Doch ich kehre zur Geschichte zurück. Die Vorbereitungen zum Kriege gegen Napoleon nahmen in der Rheinprovinz ihren eifrigen Fortgang; willig und freudig reihte sich die Jugend unter die Fahnen des stehenden Heeres und der Landwehr. Auf dem linken Rheinufer wurden neben zwei Landwehr-Cavallerie-Regimentern acht Landwehr-Infanterie-Regimenter gebildet, von denen namentlich das erste und das zweite, am Niederrhein gebildete, sich an Schönheit und Mannszucht mit jedem Linien-Regimente messen konnten. Durch den schnellen Verlauf des Krieges wurde es ihnen nicht beschieden, thätigen Theil an der Seite ihrer altländischen Brüder und der formirten Truppen aus dem Großherzogthum Berg an dem Kampfe zu nehmen.

Die Donner von Belle-Alliance hallten bis zum Rheine wieder und weckten die schwere Sorge um das neu gewonnene Vaterland und seine kämpfenden Söhne. Aber bald trat der Jubel über den Sieg an die Stelle. — Im raschen Siegeslaufe fiel Paris zum zweiten Male und Napoleon endete auf einer öden Felseninsel im Ocean.

Der zweite pariser Friede war mindestens etwas besser als der erste, er stipulirte Kriegs-Contribution und Besatzung, brachte

auch Saarbrücken an Deutschland zurück. — Von seinem Raube mußte Frankreich auch die geraubten Kunstwerke zurückgeben, welche ihm bei dem ersten Frieden die coquettirende Großmuth gelassen hatte.

Auch unsere Vaterstadt hatte ihr Contingent beitragen müssen. — Dem offenen Raube hatte sich manch heimlicher angeschlossen. So besaß unsere Bibliothek alte Pergamentbände, deren Sendung nach Paris zur Einsicht gefordert wurde. Wenn ich nicht irre, war es der Abbé Denon, der damals in officieller Stellung diese Forderung stellte. — Als sie aber zurückgesandt wurden, fand es sich, daß alle die kostbaren Miniaturen und Initialen ganz still herausgeschnitten waren, und so finden sich die spoliirten, ihres Hauptwerthes entkleideten Bände noch jetzt in unserer Bibliothek.*)

Das Verdienst, einen großen Theil des Raubes zurückgeschafft zu haben, nicht bloß für Köln, sondern für einen weiten Umkreis gebührt einem noch in unserer Mitte weilenden Mitbürger, meinem langjährigen Freunde, dem Dr. E. v. Groote, der lange hier an der Spitze der Armen-Verwaltung stand.

Der Rausch des glorreichen Sieges und die großen Dinge, welche sich daran knüpften, ließ die Sorge für Nebensachen bei den Führern nicht aufkommen. E. v. Groote, früh kunstgebildet,

---

*) Berichtigung: Es war nicht Denon, welcher Bücher nach Paris verlangt hatte, es war vielmehr eine von Paris gesandte Evacuations-Commission, an deren Spitze ein gewisser Froissard stand.

Herr Everhard v. Groote hat darüber im Jahre 1824 in der damaligen Zeitschrift „Agrippina" in einem Aufsatze: „die Wegnahme der durch die Franzosen geraubten Kunstschätze", Folgendes veröffentlicht:

> „Aus der Bibliothek des Jesuiten-Collegiums in Köln waren 203 „Bände genommen worden, welche eine sehr bedeutende Sammlung der „schönsten Kupferstiche enthielten. Diese Bände waren sämmtlich in „großem Folioformat in Pergament gebunden und aus den vorliegenden „Bezeichnungen leicht erkennbar. Ich fand deren 52 in dem Museum „der Kupferstiche aufgestellt, reclamirte und erhielt sie. Wie groß aber „war mein Erstaunen, als ich selbst in diesen wenigen übrig gebliebenen Bänden sehr viele leere Stellen fand, ohne daß sich irgend hätte „nachweisen lassen, was früher sich an denselben befunden."

Es scheint hiernach, daß der frühere Inhalt dieser leeren Stellen sammt den fehlenden 151 Bänden an den Fingern der Commission kleben geblieben sind.

A. d. V.

hatte sich im April 1815 dem preußischen Heere freiwillig angeschlossen und sah bald, daß es an einem Organe fehle für die factische Zurückforderung der geraubten Gegenstände. Er brachte den Wunsch, auch hierfür zu sorgen, an den alten Blücher, und dieser erließ die folgende merkwürdige Ordre:

„Vollmacht für den Volontair-Officier Herrn von Groote zur Beschlagnahme von Kunstschätzen in Paris.

„Ich Endesunterzeichneter urkunde und bekenne hierdurch, daß ich den Königl. Preuß. Volontair-Officier, Herrn Professor E. von Groote authorisirt und bevollmächtigt habe, diejenigen Kunstschätze, welche sich in der Stadt Paris und dessen Umgebungen befinden, früher aber in den Königlich Preußischen Staaten Französischer Seits geraubt und geplündert worden, sogleich in Beschlag zu nehmen und nach den Orten zurückzusenden, wo sie sich früher befunden haben. Es werden demnach hierdurch alle und jede Militair- und Civil-Behörden dienstlichst ersucht und angewiesen, diesem meinem Bevollmächtigten nicht allein bei der Ausführung seines Auftrags keine Hindernisse in den Weg zu legen, sondern denselben auch nach allen Kräften und selbst durch militärische Execution zu unterstützen. Uebrigens verspreche ich alles Dasjenige zu genehmigen und zu vertreten, was gedachter mein Bevollmächtigter vermöge seines Auftrags thun und unterlassen wird.

„Das zu Urkunde habe ich diese Vollmacht eigenhändig unterschrieben und untersiegelt.

„Gegeben in meinem Hauptquartier St. Cloud den 10. Juli 1815.

„Sr. Königl. Majestät von Preußen bestallter General-Feldmarschall, General en chef der Preuß. Armee, und Ritter aller hohen Orden,

(L. S.) (gez.) Blücher."

Das war ein kräftiger Freibrief und so kamen die Kreuzigung Petri und andere Kunstschätze nach Köln zurück. Aber auf viel weitere Kreise hatte Groote seine Sorge gerichtet. Ich erwähne nur das herrliche jüngste Gericht von Johann van Eyck in der Marienkirche zu Danzig, dessen Zurückbringung diese Stadt, wo ich es noch kürzlich sah, ihm verdankt.

Der bisherigen provisorischen folgte nun die definitive Organisation der Rheinprovinz. In ihre Details hier einzugehen, liegt außerhalb der Gränzen meiner Aufgabe. — Mißgriffe sind bei derartigen Umgestaltungen nicht zu vermeiden und wäre man in den Mitteln, wie in der Wahl der Personen überall glücklich gewesen, so würde die Stimmung für Preußen schon früher sich günstiger gestaltet haben.

Nur zwei Gegenstände will ich hier erwähnen, welche für uns von wichtigem Interesse waren, nämlich die Verordnung vom 22. Mai 1815 über die zu bildende Repräsentation des Volkes und die Ausarbeitung einer Verfassungs-Urkunde, welche freilich erst nach mehr als 30 Jahren unter schweren Krämpfen zu Stande kamen, — und die Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 20. Juni 1816 über die Justiz-Organisation und die desfalls eingesetzte, aus bewährten Rechtsgelehrten der alten Provinzen und der Rheinprovinz gebildete Immediat-Justiz-Commission.

Dem darin ausgesprochenen, vielberufenen Satze:

> Ich will, daß das Gute überall, wo es sich findet,
> benutzt und das Rechte anerkannt werde;

haben wir es zu verdanken, daß uns die wenngleich von der Fremdherrschaft überkommenen, doch echt germanischen Einrichtungen, insbesondere: öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren und Geschwornengericht in Straffachen erhalten blieben, ja, daß wir nach Beseitigung mannigfacher dagegen erhobener Vorurtheile, dadurch eine Pflanzstätte wurden für die älteren Provinzen unseres Staates, die sich auch jetzt dieser Institutionen erfreuen.

Eine herrliche, nur zu kurze Zeit folgte auf die Freiheitskriege auch in der Rheinprovinz. Man freute sich des wiedergewonnenen Vaterlandes, man wiederholte sich die gemeinsamen Erlebnisse der siegreich bestandenen Kämpfe, man wiegte sich in goldenen Hoffnungen für die Zukunft, für ein großes, einiges, freies Deutschland. Die Zeit, welche auch ich damals im Kreise patriotischer und strebsamer Kampfgenossen verlebte, gehört zu der schönsten meines Lebens.

Die Geister, deren man zur Bekämpfung des äußeren Feindes bedurft hatte, waren erregt, die Aufgabe war, sie in die

richtigen Bahnen zu lenken, und dieser Aufgabe zeigte sich die Zeit und ihre Lenker, dem Goethe'schen Zauberlehrlinge gleich, nicht gewachsen. Sie hatten das Zauberwort: Gesetzliche Freiheit und Einigung Deutschlands — vergessen. — Auswüchse, hervorgegangen aus dem schmerzlichen Gefühle unbefriedigter Begeisterung und gescheiterter Hoffnung, daß die todesmuthige Erhebung des deutschen Volkes eines besseren Lohnes würdig sei, als die Zurückschraubung auf einen Absolutismus, wie er in dem Rheinbunde bestanden hatte, daß der Einheit Deutschlands ein festeres Band noth thue, als ein lockerer Staatenbund und ein nur von Diplomaten beschickter Bundestag; wie aus der Ansicht, daß, wer mit thaten konnte, auch mitzurathen habe; Verhetzungen des Auslandes wie Stourdza's berüchtigtes Mémoire sur l'état actuel de l'Allemagne, vor Allem aber der unter allen Umständen verdammliche Mord Kotzebue's durch einen an sich edlen, aber überspannten und verblendeten Jüngling, führten eine unselige Reaction herbei, welche Mißtrauen säete in die Herzen der Fürsten, zu den Beschlüssen des Aachener und Karlsbader Congresses und der Wiener Conferenz in den Jahren 1818, 1819 und 1820 führte, — sich an den edelsten Patrioten wie Arndt vergriff, — viele wackere junge Leute für ein freies Wort, für eine noch nicht in die That übergetretene Ansicht und Tendenz, so wie für jugendliche, wenn auch strafbare Unbesonnenheiten ins Unglück stürzte und allgemeine Mißstimmung im Volke verbreitete.

Sie sind, Gott sei Dank, vorbei diese Zeiten, und ich enthalte mich, darauf wie überhaupt auf die Politik, näher einzugehen. Schon die Rücksicht auf die Verschiedenheit der Ansichten, wie auf das hier zahlreich vertretene Geschlecht, welches, auf stilles Wirken hingewiesen, dem Streit der Politik fremd bleibt, verbieten es mir. — Zu wünschen bleibt dem Menschen immer etwas, aber vergleichen wir das Sonst mit dem Jetzt, so ist es ein unvergeßlicher Vorzug, daß wir der fremden Knechtschaft los und ledig sind. Deutsche Sitte, deutsche Tugend sind an die Stelle französischer Frivolität getreten. — Das offene deutsche Wort hat eine Sprache verdrängt, von der man sagt, daß sie

geschaffen sei, die Gedanken zu verbergen. — Wir leben unter einem deutschen Könige, der den größten rein deutschen Staat beherrscht, und in einer freien Verfassung, während das benachbarte Frankreich nach neuer Revolution sich dem Einzelwillen des dritten Napoleon beugen mußte. Unsere Söhne dienen zur Vertheidigung des Vaterlandes und werden nicht mehr auf die Schlachtbank der Eroberungskriege geführt. — Kunst, Wissenschaft und Volksunterricht, die unter der Fremdherrschaft darnieder lagen, erhalten ihre Pflege. — Rechts und links von uns in unserer nächsten Nähe blühen Hochschulen der Kunst und der Wissenschaft. Gymnasien und Realschulen verbreiten reichen Segen, und während in Frankreich die große Mehrzahl des Volkes weder lesen noch schreiben kann und in solcher Unwissenheit lebt, daß Viele wähnten, der Napoleon der III., dem sie ihre Stimme zur Kaiserwahl gaben, sei der längst verstorbene Erste Napoleon, sorgt bei uns der Volksunterricht für die Bildung des jungen Geschlechts, auch der ärmsten Volksclassen.

Und soll ich Ihnen eine Probe des besseren materiellen Wohlstandes geben, so verweise ich Sie nur auf Ihre Vaterstadt, wo, wie ich mich selbst noch erinnere, damals das Gras auf manchen Straßen wuchs und deren Volkszahl sich verdreifacht hat.

Nur Einen unbestrittenen Vortheil hat Frankreich vor uns voraus, es ist der der staatlichen Ganzheit und Geschlossenheit, während die Einheit Deutschlands an dem particularistischen Egoismus der deutschen Fürsten scheitert und in die Ferne gerückt ist. Aber wenn die Noth kommt, dann wird es sich zeigen, daß der Einfluß da sein muß, wo die Macht ist, dann wird Preußen eine andere Machtstellung zufallen, als es jetzt in der Frankfurter Diplomaten-Versammlung hat, wo der kleinste Fürst des ehemaligen Rheinbundes ihm Hohn sprechen darf.

Die preußische Rheinprovinz hält fest und treu zu Deutschland, fest und treu zu Preußen und seinem Königshause. Sie verlangt nicht nach französischem Imperialismus, nicht nach dem Einfalle wilder Turkos und Zuaven. — Nur der Blödsinn oder die Bosheit kann ihr französische Sympathieen andichten. Als im Jahre 1840 die alten Gelüste nach der Rheingränze

in Frankreich auftauchten, da entstand in unserer Mitte das Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", und von unserer Begeisterung getragen, flog es Begeisterung zündend durch alles deutsche Land in einem Triumphe, den wohl nie ein einfaches Lied erlebt hat. — Nie und nimmer würde unter uns Jemand es wollen, — noch unter dem Sturme des öffentlichen Unwillens es wagen, ein Fest zu feiern, wie es zur Schande des deutschen Namens im vorigen Jahre in Mainz geschah. Die Wolken aber, die sich augenblicklich über unser geliebtes Vaterland gelagert haben, wolle Gott gnädig zerstreuen, — er wolle verhüten, daß die Einigkeit zwischen Fürst und Volk je gestört werde. — Gott segne, Gott erhalte für und für den König und das Vaterland!

Ich schließe hiermit den Cyklus unserer Vorlesungen. Mir ward dadurch die Gunst, eine wohlthuende Pflicht im Namen des Vereins der alten Freiwilligen erfüllen zu dürfen, indem ich unsern Dank in doppelter Beziehung ausspreche. Unser Dank gilt zunächst den Herren, die, außer unserem Vereine stehend, uns durch ihre Vorträge so wacker in unserem Unternehmen unterstützten, — dann aber Ihnen Allen, verehrte Zuhörer und Zuhörerinnen, die Sie uns den Zweck desselben erreichen halfen und mit Ihrer Aufmerksamkeit unsere Bestrebungen ermuthigten.

Wenn es uns gelungen ist, zugleich mit der Erinnerung an eine große und herrliche Zeit, mit der Erkenntniß der unberechenbaren geistigen und materiellen Vortheile, die sie uns gebracht — Ihr Mitgefühl anzuregen für diejenigen, denen Sie die Befreiung vom fremden Joche — denen Sie diese geistige und materielle Wohlfahrt verdanken, die, nachdem sie in der Jugend Blut und Leben für das Vaterland eingesetzt, im Alter die wenigen ihnen noch vergönnten Tage in Kummer und Noth hinbringen, — wenn das uns gelungen ist, sage ich, so ist unser Zweck erreicht. Und so rufe ich Ihnen denn zum Schlusse die ernste, heilige Mahnung zu: Gedenken Sie auch ferner mildherzig unserer armen Veteranen aus den Freiheitskriegen!

in Frankfurt versammelten, da entstand in unserer Mitte das Lied: „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein", und von mächtiger Begeisterung getragen, zog es Begeisterung zündend durch alles deutsche Land in einem Triumphe, den wohl nie ein einfaches Lied erlebt hat. — Nie und nimmer würde man [illegible] es wollen, — noch unter dem Sturme des öffentlichen Unwillens es wagen, ein Fest zu feiern, wie es zur Schande des deutschen Namens im vorigen Jahre in Mainz geschah. — Die Wolken aber, die sich augenblicklich über unser geliebtes Vaterland gelagert haben, wolle Gott gnädig zerstreuen, — er wolle verhüten, daß die Einigkeit zwischen Fürst und Volk je gestört werde. — Gott segne, Gott erhalte für und für den König und das Vaterland!

Ich schließe hiermit den Cyclus unserer Vorlesungen. Mir [illegible] eine wohlthuende Pflicht im Namen des Vereins [illegible] Freiwilligen erfüllen zu dürfen, indem ich [illegible] aussprache. Unser Dank gilt zunächst den Herren, die, außer unserem Vereine stehend, uns durch ihre Vorträge so wacker in unserem Unternehmen unterstützten, — dann aber Ihnen Allen, verehrte Zuhörer und Zuhörerinnen, die Sie uns den Zweck desselben erreichen halfen und durch Ihre Aufmerksamkeit unsere Bestrebungen ermuthigten.

Wenn es uns gelungen ist, zugleich mit der Erinnerung an eine große und herrliche Zeit, mit der Erkenntniß der unberechenbaren geistigen und materiellen Vortheile, die sie uns gebracht — Ihr Mitgefühl anzuregen für diejenigen, denen Sie die Befreiung vom fremden Joche — denen Sie diese geistige und materielle Wohlfahrt verdanken, die, nachdem sie in der Jugend Blut und Leben für das Vaterland eingesetzt, im Alter die wenigen ihnen noch vergönnten Tage in Kummer und Noth hinbringen, — wenn das uns gelungen ist, sage ich, so ist unser Zweck erreicht. Und so rufe ich Ihnen denn zum Schluße die ernste, heilige Mahnung zu: Gedenken Sie auch ferner mildherzig unserer armen Veteranen aus den Freiheitskriegen!